Sämmtliche

Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Sechs und zwanzigstes Bändchen.

Erste Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen.

Zehnter Theil.

In der Reihe die siebente Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Inhalt.

Le Vaillant's Reise in das Innere von Afrika.

Erste Sammlung

merkwürdiger

Reisebeschreibungen

für die Jugend,

von

Joachim Heinrich Campe.

Zehnter Theil.

Siebente verbesserte Ausgabe.

Mit Kupfern und Karten.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Inhalt.

Le Vaillant's Reise in das Innere von Afrika.

Vorbericht.

Bei der Bearbeitung dieses zehnten Theils meiner Sammlung von Reisebeschreibungen, worin ich meine Leser nach dem südlichsten Theile von Afrika führen wollte, glaubte ich, mir folgendes Verfahren vorschreiben zu müssen.

Vaillant's Reisegeschichte, als die anziehendste von allen, legte ich, und zwar nach der Französischen Urschrift, zum Grunde. Die unterhaltenden Abenteuer dieses Reisenden, an deren Bewährung uns im Grunde wenig liegt, mußte ich natürlicher Weise auf der eigenen Glaubwürdigkeit des Mannes beruhen lassen. Allein seine Bemerkungen über das Land, über die Erzeugnisse desselben in den drei Naturreichen, und besonders über die Bewohner desselben, verglich ich sorgfältig mit den Aussagen der Glaubwürdigsten unter denen, die, wie er, das Vorgebirge und die angrenzenden Länder bereiset und beschrieben haben. Ich fand dabei bald, nachdem ich die meisten hiehergehörigen Reisebeschreibungen, von dem fabelnden Kolbe und dem gleichfalls nicht immer

zuverlässigen La Caille an, bis zu unserm ehrlichen alten Landsmann Menzel, durchgelesen und mit einander verglichen hatte, daß ich zu meinem Behuf mich füglich auf die Benützung der Sparrmannschen, Pattersonschen und Menzelschen Beschreibungen, zur Vervollständigung und Berichtigung der Vaillantschen Angaben, einschränken dürfte. Die Uebrigen fügten den Bemerkungen, welche jene geliefert haben, entweder nichts Neues von einigem Belange hinzu, oder was sie hinzufügten war von der Art, daß ich es für diejenigen Leser, für welche die gegenwärtige Sammlung bestimmt ist, füglich übergehen konnte, und, wenn ich durch eine gar zu weit getriebene Ausführlichkeit den Zwecken, die ich hier vor Augen habe, nicht entgegenarbeiten wollte, übergehen mußte.

Braunschweig, den 24sten März 1792.

J. H. Campe.

Le Vaillant's Reise

in das

Innere von Afrika,

vom

Vorgebirge der guten Hoffnung aus,

in

den Jahren 1780 — 1785.

Le Vaillant's Reise

in das

Innere von Africa,

vom

Vorgebirge der guten Hoffnung aus,

in

den Jahren 1780 — 1785.

1.

Kurze Einleitung. Entstehung der Holländischen Niederlassung auf dem Vorgebirge. Des Herrn Vaillant's Jugendgeschichte. Einschiffung desselben zu Amsterdam.

Den jungen Lesern dieser Sammlung von Reisebeschreibungen ist, aus dem zweiten Theile derselben, hoffentlich noch im Gedächtnisse, daß der erste Entdecker des Vorgebirges der guten Hoffnung der Portugiese Bartholomäus Diaz war, daß aber Vasko de Gama, gleichfalls ein Portugiese, erst einige Jahre darauf (1498) es wirklich umschiffte, und auf diese Weise den Weg zur See aus Europa nach Indien fand.

Da es diesen, so wie auch seinen nächsten Nachfolgern, nur um die Schätze Indiens, nicht um eine Niederlassung in Afrika zu thun war, so hielten sie es nicht der Mühe werth, sich bei diesem Vorgebirge, welches nachher ein so wichtiger Platz geworden ist, zu verweilen. Erst nachdem die Portugiesen auf der diesseitigen Halbinsel Indiens, zu Goa, sich niedergelassen hatten, lesen wir, daß der erste von da nach Europa zurückkehrende Unterkönig, Franz von Almeida, eine Landung daselbst vorgenommen habe, aber auch, zusammt seiner ganzen Begleitung, zwei und siebenzig an der Zahl, von den Eingebornen sei erschlagen worden. Die Portugiesen haben zwar nicht ermangelt, diesen Unfall der Grausamkeit und Barbarei der Hottentotten beizumessen; wer aber die Härte und Ungerechtigkeiten, de-

ren die Europäischen Abenteurer jener Zeit sich gegen die von ihnen entdeckten Kinder der Natur in andern Welttheilen überall schuldig zu machen pflegten, auf einer Seite, und die harmlose, friedliebende und sanfte Gemüthsart der ehemahls so sehr mit Unrecht verschrienen Hottentotten auf der andern Seite kennt*), oder aus der gegenwärtigen Reisebeschreibung kennen lernen wird, dem muß jene Beschuldigung nothwendig höchstunwahrscheinlich vorkommen. Man braucht auch nur die grausame Rache zu hören, welche die Portugiesen bald darauf an den Eingebornen nahmen, um über die Frage: welche von beiden Parteien sich der Barbarei damahls schuldig gemacht habe? nicht länger zweifelhaft zu bleiben. Als sie nämlich nach Verlauf einiger Jahre wieder nach dem Vorgebirge zurückkehrten, brachten sie eine große Kanone, die mit Kartätschen geladen war, ans Land, und wußten die Eingebornen durch kleine Geschenke zu bewegen, daß sie dieselbe, mittelst zweier daran befestigten langen Seile, fortzogen. Sobald die armen Hottentotten, die nichts Arges ahneten, sich solchergestalt in zwei Reihen gespannt hatten, feuerte der Konstabel, dem Befehle des Anführers gemäß, die

*) Daß die Hottentotten, sagt Menzel, ein glaubwürdiger Mann, dem wir die vollständigste und genaueste Beschreibung des Vorgebirges und des anliegenden Landes der Hottentotten verdanken, niemahls eine so wilde Völkerschaft gewesen, die ihr Vergnügen an Morden und Rauben gehabt, ist bekannt, und noch heutiges Tages aus ihrem Betragen und Umgange zu erweisen. Wehrhaft sind sie; Muth und Herz mangeln ihnen nicht; aber Andere, die sie nicht beleidiget haben, zu überfallen, zu berauben und zu tödten, das läßt ihre Rechtschaffenheit nicht zu; und bevor sie sich den Europäern zur Wehre setzen sollten, leiden sie lieber einiges Unrecht.

Kanone ab, und tödtete oder verwundete dadurch, auf die unmenschlichste Weise, mehr als hundert Eingeborne, von welchen vielleicht kein einziger an jener Ermordung die mindeste Schuld hatte *).

Vermuthlich hatte diese Barbarei, und die dadurch erregte Erbitterung der Hottentotten die Folge, daß die Portugiesen es niemahls wagen durften, das Vorgebirge in Besitz zu nehmen, und einen Pflanzort darauf anzulegen. Dies war den Holländern vorbehalten.

Als diese im sechzehnten Jahrhunderte das schwere Joch der Spanischen Zwangsherrschaft abgeschüttelt, und sich für einen unabhängigen Freistaat erklärt hatten, suchten die Spanier nicht nur mit bewaffneter Hand sie wieder unter ihr Joch zurückzubringen, sondern bemüheten sich auch, um dieses Vorhaben desto besser ins Werk zu richten, die Hauptquelle ihrer Reichthümer, den Handel überhaupt, und den mit Portugal bisher geführten Gewürzhandel insonderheit, zu zerstören. Die Portugiesen brachten nämlich damahls diese kostbaren Handelsgüter aus Indien, die Holländer aber kauften sie ihnen im Ganzen ab, und verbreiteten sie dann durch Europa. Diesen wichtigen Handelszweig schnitt man ihnen nunmehr ab; allein der Zweck, den man dabei hatte, wurde gänzlich verfehlt. Statt ihnen dadurch zu schaden, vergrößerte man, ohne es zu wissen, ihre Macht und ihren Reichthum.

Man erweckte nämlich dadurch in ihnen den Gedanken, eine eigene Handelsgesellschaft zu errichten, um die Ostindischen Waaren künftig aus ihrer Quelle selbst zu holen.

Kornelius Houtmann, ein Holländer, der in

*) Menzel.

Portugal sich mit dem Ostindischen Handel bekannt gemacht hatte, theilte die davon erlangte Kenntniß seinen Landsleuten mit; und diese schickten ihn darauf, gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts, mit vier Schiffen aus, um in Indien den ersten Versuch zu machen. Er kehrte von daher, zwar ohne sonderlichen Gewinn, aber mit so vielversprechenden Nachrichten und Entdeckungen zurück, daß man kein Bedenken trug, einen zweiten Versuch mit einem Geschwader von acht Schiffen zu machen. Dieses kehrte mit einem Gewinne zurück, der alle Erwartungen übertraf.

Nunmehr dachte man auf Mittel, diesen so vortheilhaften Handel nicht nur auszubreiten, sondern ihm auch Dauer und Festigkeit zu geben. Zu solchem Behuf vereinigten sich die reichsten Holländischen Kaufleute zu einer ordentlichen Handelsgesellschaft. Man hatte schon bei der zweiten Absendung der Schiffe ein Kapital von beinahe siebtehalb Millionen Gulden durch Stocks oder Actien *) zusammengebracht, und dieses hatte bei der Zurückkunft der Schiffe, einen ungeheuern Gewinn ausgeworfen. Kein Wunder, daß die Stocks dieser Gesellschaft, deren jede ursprünglich in 3000 Gulden bestand, bald einen so hohen Werth erhielten, daß man sie zu 16 bis 19000 Gulden und darüber verkaufen konnte.

*) Unter Stock oder Actie versteht man einen bestimmten Theil eines von Mehren zusammengebrachten Kapitals, worüber Derjenige, der dazu beigetragen hat, einen Sicherheitsbrief oder Schuldschein empfängt, vermöge dessen ihm nicht nur der von ihm geleistete Beitrag, sondern auch ein verhältnißmäßiger Antheil an dem jährlichen Ertrage des Hauptgeldes zugesichert wird. Diesen Schein kann dann der Inhaber nach Belieben behalten oder verkaufen. Der jedesmahlige Besitzer desselben empfängt den darauf fallenden Antheil an dem Ertrage des Hauptgeldes.

Die Einrichtung, welche die neue Handelsgesellschaft erhielt, war folgende:

Man wählte unter den Theilnehmern eine gewisse Anzahl von Vorstehern, welche auf Holländisch Bewindhebbers, d. i. Befehlshaber, genannt werden. Die Anzahl wurde anfangs auf 72, nachher auf 65, in neuern Zeiten aber auf 75 festgesetzt; und es wurden nur solche dazu gewählt, die wenigstens zwei Antheilsscheine besaßen, d. i. die zu dem Hauptgelde der Gesellschaft wenigstens zweimahl 3000 Gulden hergegeben hatten. Aus diesen Befehlshabern wurden siebzehn Abgeordnete erwählt, welche sich jährlich dreimahl versammeln mußten. Dieses Kollegium, welches die Kammer der Siebzehner — Camer van Seeventien — genannt wurde, machte das Oberaufsichtsamt der ganzen Ostindischen Handelsgesellschaft aus.

Außerdem versammelte sich jährlich ein Ausschuß (Comité) von zehn Bewindhebbers, um die aus Ostindien gekommenen Papiere zu untersuchen, darüber zu berathschlagen, sie zu beantworten, und sie dann der Kammer der Siebzehner vorzulegen. Dieser Ausschuß ward, weil er sich zu Haag versammelte, die Haagsche Besorgniß genannt.

Der Staat begünstigte diese Handelsgesellschaft, und ertheilte ihr einen ausschließenden Freiheitsbrief (Octroi) über den Handel nach Ostindien, anfangs nur auf zwanzig, in der Folge auf mehre Jahre. Die Summen, welche die Gesellschaft dem Staate dafür erlegen mußte, waren den großen Vortheilen, die ihr verwilliget wurden, angemessen. So mußte sie z. B. im Jahre 1696, für die abermahlige Verlängerung der Freiheit, auf vierzig Jahre, von 1701—1740, nicht weniger als drei Millionen Gulden bezahlen. Dafür wurde ihr aber auch in

denjenigen Theilen von Indien, die sie sich unterwürfig gemacht hatte, oder noch künftig machen würde, eine unumschränkte Gewalt, mit dem Rechte, Krieg zu führen und Frieden zu schließen, Gesandte zu schicken und anzunehmen, neue Pflanzörter anzulegen, und Städte und Festungen zu erbauen, wo sie wollte, eingeräumt: nur daß sie sich dabei verpflichten mußte, dem Staate von ihren wichtigsten Unternehmungen jedesmahl Nachricht zu geben. So wurde also eine Gesellschaft von Kaufleuten, die in Europa bloße Privatleute waren und blieben, zu mächtigen und unabhängigen Fürsten in Indien erhoben. Ein merkwürdiges Beispiel!

Die Gesellschaft breitete ihren Handel und ihre Macht nun bald über einen beträchtlichen Theil von Indien aus, und legte Handelsplätze und Niederlassungen an. Ihre Schiffe machten glückliche Reisen; aber die große Beschwerlichkeit, einen Weg von viertehalb tausend Meilen in einem Striche zurückzulegen, ohne unterweges einen einzigen Ort zum Ausruhen, zur Ausbesserung der Schiffe und zur Erquickung der Mannschaft, durch Landluft und frische Lebensmittel, zu haben, wurde stark empfunden. Man legte zwar zuweilen bei einer, vor der Bai des Vorgebirges der guten Hoffnung befindlichen kleinen Insel — Robben-Eiland genannt — an, und versah sich daselbst mit frischem Wasser, welches vom festen Lande hergeholt werden mußte, tauschte auch wol zuweilen von den Eingebornen, den Hottentotten, einiges Schlachtvieh ein; allein die Furcht vor diesen gutmüthigen, von den Portugiesen als grausame Kannibalen verschrienen Menschen, machte jede Zusammenkunft mit ihnen zu einer ängstlichen Sache, wobei man die größte Vorsicht nöthig zu haben glaubte. Man warf daher jedesmahl an dem Orte, wo die Gefäße

mit Wasser gefüllt werden sollten, erst eine Schanze auf, bepflanzte sie mit Kanonen, und stellte Wachen aus: eine Vorsicht, der man gegen ein so gutartiges Volk füglich hätte überhoben sein können.

Johann von Ribeck, ein Holländer, welcher im Jahre 1610, als Unterwundarzt, auf einem Kompagnieschiffe mit nach Ostindien ging, war der Erste, der es wagte, sich von der Schanze etwas zu entfernen, und sich in der umliegenden Gegend des festen Landes umzusehen. Es ist den guten Menschen eigen, sich von Andern eher Gutes als Böses zu versehn. Das Bewußtsein ihrer eigenen harmlosen Gemüthsart flößt ihnen Glauben und Vertrauen zu der Gemüthsart Anderer ein. Dies war nun auch bei Ribeck der Fall. Da er selbst nichts Böses dachte und wollte, so traute er auch seinen wilden Mitmenschen, den Hottentotten, zu, daß sie nichts Arges gegen ihn im Schilde führten. Vertrauen erweckt Vertrauen, wie Liebe Liebe. Er fand sich daher, so oft er mit Hottentotten zusammenstieß, in seiner Zuversicht nicht getäuscht; und dies bewog ihn, seine kleinen Landstreifereien, so oft er auf einer Hin- oder Herreise wieder nach dem Vorgebirge kam, jedesmahl zu erneuern.

Der Mann war ein guter Kräuterkenner, und verstand sich zugleich darauf, die zur Hervorbringung jeder Pflanzart erfoderlichen Eigenschaften des Bodens zu beurtheilen. Diese Kenntniß setzte ihn in den Stand, sich zu überzeugen, daß die Gegend sowol an sich schon viele nutzbare Kräuter und Pflanzen hervorbringe, als auch zum Anbau der meisten Europäischen Gewächse ein dafür passendes Erdreich und den glücklichsten Himmelsstrich darbiete. Sein gesunder Verstand stellte ihm hierauf die großen Vortheile dar, welche der Ostindischen

Gesellschaft durch die Anlegung eines Pflanzorts in dieser Weltgegend zuwachsen würden; und er beschloß, bei seiner Zurückkunft, in Europa, deßhalb Vorstellungen zu thun."

Er that sie, und man begriff nicht nur bald die Güte und Wichtigkeit seines Vorschlages, sondern eilte auch, ihn anzunehmen und auszuführen. Ribeck selbst wurde dazu auserseh, die Sache ins Werk zu richten; auf einen Bessern und Geschicktern hätte die Wahl nicht fallen können. Er ging im Jahre 1652 mit einer für den Anfang des Unternehmens hinreichenden Zahl von Anbauern und Handwerksleuten, in vier Schiffen, die mit Vorräthen aller Art, mit Baustoff, Handwerkszeuge und Ackergeräthschaft befrachtet waren, dahin ab, und legte den Grund zu einer Niederlassung, die nun, seit beinahe anderthalb hundert Jahren, zu einer der wichtigsten Besitzungen der Holländer und zu einem, für alle nach Ostindien handelnde Völkerschaften höchst schätzbaren, Zufluchts- und Erfrischungsorte aufgeblüht ist. Sie besteht gegenwärtig nicht bloß in einer Stadt, Kap oder die Kapstadt genannt, sondern auch in einer Strecke Landes von Süden gegen Norden, die an 200 Meilen lang, und zwar bei weiten nicht überall, aber doch in den meisten fruchtbaren Gegenden, von einzelnen Europäischen Familien angebauet ist und bewohnt wird. Die Eingebornen dieses Landes, die Hottentotten, führen, in den dazwischenliegenden unbebauten Gegenden, ein herumziehendes, friedliches und ruhiges Hirtenleben.

Dies ist die Schaubühne, vor die ich meine jungen Leser diesmahl zu führen gesonnen bin. Jetzt noch ein paar Worte von Herrn Vaillant, dem Helden meiner Geschichte, der hier nun auftreten, und uns mit seinen Aben-

teuern und Bemerkungen über das Eigenthümliche dieser Weltgegend und seiner Bewohner unterhalten soll.

Herr Vaillant war in Südamerika, und zwar zu Paramaribo, der Hauptstadt von Surinam, dem Holländischen Antheil an Guyana, von Französischen Aeltern geboren, die sich daselbst niedergelassen hatten. Frühere Reisen in das Innere dieses an Naturerzeugnissen aller Art reichen Landes, das Beispiel und der Unterricht seines Vaters, der ein Freund der Naturgeschichte war, flößten ihm schon in der Kindheit eine entschiedene Neigung für das Fach der Natur und ihrer zahllosen Wunder ein. Er fing an, sich eine Sammlung anzulegen, schränkte sich aber anfangs dabei größtentheils auf Kerbthiere (Insekten) ein, weil er als Knabe es mit größern Thieren noch nicht aufnehmen konnte. Und nun war, wo er ging und stand, den Raupen, Schmetterlingen und Käfern umher der Krieg von ihm angekündiget, und seine Sammlung wuchs von der Niederlage, die er darunter anrichtete, und von den Gefangenen, die er heimführte, mit jedem Tage.

Einst wurde auf einem Lustgange, den er mit seinem Vater machte, eine Affenmutter geschossen, die ihr junges Aeffchen auf dem Rücken trug. Letztes blieb, indem seine Mutter stürzte, unversehrt, und klammerte sich, da man diese nach Hause trug, so fest daran, daß man es lange nicht davon losreißen konnte. Kaum war man endlich hiemit zu Stande gekommen, so sprang es auf einen im Zimmer befindlichen Perückenstock, und klammerte sich nun eben so fest an diesen, wie vorher an den Rücken seiner Mutter, vermuthlich, weil es sich von der haarigen Perücke täuschen ließ, und sie für den Rücken der Mutter hielt. Der junge Vaillant gönnte ihm diesen Platz, und reichte ihm daselbst, um es zu

ernähren, von Zeit zu Zeit ein wenig Ziegenmilch. Erst nach drei Wochen schien das Thierchen seinen Irrthum zu merken; es verließ die Mutter Perücke, kam herab, und ward nun, wegen seiner Possierlichkeiten, der Gespiele und Liebling des ganzen Hauses.

Eines Tages, da Freund Vaillant ausging, vergaß er die Thür zu seiner Sammlung zu verschließen. Jede Nachlässigkeit hat ihre unangenehme Folge; so auch diese. Denn als er zurückkam, fand er — Himmel! wie ward ihm bei diesem traurigen Anblicke zu Muthe! — den jungen Affen in voller Arbeit, seine ganze Sammlung zu zerstören. Die Verwüstung war beinahe vollendet. Die Käfer und Schmetterlinge hatten dem kleinen Näscher so wohl geschmeckt, daß nur noch wenig davon übrig war. Aber ach! schwer war die Strafe, die der Näscherei auch hier, wie gewöhnlich, nur auf eine andere Art, wie gewöhnlich, auf dem Fuße nachfolgte. Er hatte nämlich, indem er die Käfer mausete, zugleich die Nadeln verschluckt, womit sie befestigt waren.

Vaillant vergaß beim Anblicke der Qualen des Thieres, das sich umsonst zerarbeitete, die Nadeln wieder von sich zu geben, eines Verlustes, der unter andern Umständen ihn würde außer sich gesetzt haben. Er sah und hörte nichts, als den leidenden Liebling, und suchte ihm zu helfen. Da seine Bemühungen vergebens waren, rief er weinend und schreiend die Sklaven seines Vaters herbei; aber diese konnten keine Hülfe schaffen. Der Affe starb.

Die Sammlung war nun dahin, nicht aber die Neigung des Knaben, nicht seine Entschlossenheit, sich eine neue, und zwar eine größere, anzulegen, welche über mehrerlei Arten von Naturmerkwürdigkeiten sich erstrecken sollte. Besonders hatte der Gedanke, eine Samm-

lung von Vögeln hinzuzufügen, sehr viel Reizendes für ihn. Er fing an, ihn auszuführen. Bewaffnet mit einem Blaserohr und mit einem Indischen Bogen, die er beide in kurzer Zeit mit großer Geschicklichkeit gebrauchen lernte, strich er unermüdet umher, um Vögel zu erlegen, härtete sich dabei ab, und vergaß nicht selten Essen, Trinken und Schlaf, um seiner Lieblingsleidenschaft nachzugehn.

So ward aus ihm der Mann, den wir in folgender Reisegeschichte näher werden kennen lernen: ein Mann von wenig Bedürfnissen, und gewohnt, jede Unbequemlichkeit und jeden Mangel leicht zu ertragen; ein Mann, der sich nirgends glücklicher befand, als in der großen, freien Natur, in Wäldern und Einöden, und den keine Beschwerlichkeit, keine Gefahr von der Verfolgung der Gegenstände seiner leidenschaftlichen Wißbegierde abschrecken konnte.

Im Jahre 1763 kehrten seine Aeltern wieder nach Europa zurück, und nahmen ihn mit. Hier kam ihm zwar viel Neues, Fremdes und Wunderbares vor, allein nichts fesselte und unterhielt seine Aufmerksamkeit und Bewunderung so stark und fortdauernd, als die großen Natursammlungen, die er in Holland und in Frankreich fand. Er setzte indeß seine Bemühungen zur Vergrößerung seiner eigenen Sammlung und zur Erweiterung seiner Kenntnisse fort. Bei einem Aufenthalte von zwei Jahren in Deutschland, und von sieben Jahren im Elsaß und in Lothringen, richtete er, besonders im Reiche der Vögel, eine schreckliche Verwüstung an.

Es war ihm aber keinesweges genug, diese Geschöpfe nur ihrer Gestalt und Farbe nach kennen zu lernen, und ein Stück von jedem in seiner Sammlung zu haben; seine Hauptbemühung ging vielmehr dahin, ihre

Eigenschaften, Naturtriebe und Lebensart zu erforschen. Hierüber fand nun seine Wißbegierde in den besten Naturgeschichten viel weniger Befriedigung, als sie, um gestillt zu werden, bedurfte. Dies und der sich ihm oft darbietende Gedanke, wie viele nene Entdeckungen dieser Art in solchen Weltgegenden, die von Europäern bisher noch wenig oder gar nicht besucht worden, zu machen sein dürften, bildete sich in seiner Seele nach und nach zu dem wirklichen Entschlusse aus, einen Theil seines Lebens zu einer Reise nach solchen Gegenden aufzuopfern. Das Innere von Afrika schien ihm unter allen die reichste Ausbeute zu versprechen. Dahin beschloß er also auch zu gehn.

Er verließ in dieser Absicht Paris, und reisete nach Amsterdam, um Gelegenheit zu suchen, von da aus nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu kommen. Hier hatte er das Glück, in der Person des Schatzmeisters der Ostindischen Gesellschaft, Herrn Temmink, einen einsichtsvollen Naturfreund und einen eifrigen Beförderer seiner Unternehmung zu finden. Durch Vermittelung desselben erhielt er nicht nur einen Platz auf einem nach dem Vorgebirge segelnden Schiffe, sondern auch Empfehlungsbriefe dahin, die in der Folge ihm den größten Nutzen gewährten.

Seine Einschiffung geschah zu Amsterdam, gegen das Ende des Jahrs 1781. Das Schiff, an dessen Bord er aufgenommen wurde, hieß Held Woltemade, und war dem Andenken eines menschenfreundlichen Mannes dieses Namens gewidmet, der, indem er Unglücklichen, die beim Vorgebirge Schiffbruch litten, mit unglaublicher Selbstvergessenheit zu Hülfe eilte, sein edles Leben einbüßte, nachdem er schon vierzehn von ihnen gerettet hatte. Die rührende Geschichte davon kennen

meine jungen Leser schon aus ihrer Kinderbibliothek.

2.

Abreise. Ankunft beim Vorgebirge. Vorläufige Beschreibung desselben.

Den 19ten Dec. 1781*) lichtete unser Schiff die Anker. Ein Glück für mich, daß es nicht später geschah, weil die Ostindische Gesellschaft uns sonst gewiß nicht würde haben absegeln lassen; denn am Tage nach unserer Abreise wurde den Holländern von den Engländern der Krieg erklärt.

Ein dicker, wohlthätiger Nebel umhüllte uns, und verbarg uns, so lange wir den Kanal entlang fuhren, den Augen unserer Feinde. So glitten wir in stolzer Ruhe dahin, und erreichten ohne alle Anfechtung, und ohne die Gefahr, worin wir schwebten, nur zu ahnen, das Weltmeer.

Eingedenk des größern Zwecks, den ich mir bei dieser Reisebeschreibung vorgesetzt habe, thue ich Verzicht auf das Vergnügen, meine Leser mit den kleinen Abenteuern zu unterhalten, die uns bis zu unserer Ankunft am Vorgebirge aufstießen, und begnüge mich, nur zu sagen, daß unsere Reise, im Ganzen genommen, eben so schnell als glücklich von Statten ging. Nach einer Fahrt von drei Monaten und zehn Tagen bekamen wir die Kapberge zu Gesicht, die sich damahls gerade in einem sehr schönen Lichte zeigten, und ließen noch an dem nämlichen Tage in der Tafelbai die Anker fallen.

Leute, welche das Vorgebirge der guten Hoffnung nur im Vorbeifahren besuchten, pflegen von dieser Landspitze mit Entzücken zu reden, und sie als ein irdisches Paradies zu schildern. Das kommt

---

*) Herr Le Vaillant erzählt von jetzt an selbst.

aber wol nur daher, daß man, nach einer langweiligen Seereise von mehren Monaten, jeden Fleck Landes, den der Fuß zuerst betritt, für viel schöner hält, als er wirklich ist, indem die fröhliche Stimmung, worin man sich alsdann befindet, ihm Reize leihet, die er in der That nicht hat. Selbst bei dem großen Seefahrer Cook und den gelehrten Begleitern desselben auf seiner ersten Reise um die Welt ging diese Täuschung der Einbildungskraft so weit, daß sie die auf der nördlichen Seite der Stadt liegenden öden Heiden für fruchtbare und blühende Gefilde hielten *). Bei einem längern Aufenthalte verliert sich jener anfängliche Zauber; man fängt nach und nach an, die Stadt und die Gegend so zu sehen, wie sie wirklich sind, und wie ich sie hier beschreiben werde.

Die auf diesem Vorgebirge liegende Stadt, die einzige, welche die Holländer in dieser Weltgegend erbaut haben, wird schlechtweg Kap oder die Kapstadt genannt. Sie lehnt sich an den Abhang zweier Berge, von welchen der eine, seines platten Hauptes wegen, der Tafelberg, der andere die Löwenkoppe oder der Löwenkopf genannt wird. Ein dritter Berg, der sich neben dem letztern erhebt, wird der Löwenschweif genannt.

Die Stadt liegt an einem Abhange, und erstreckt sich bis an den Strand hinab. Sie hat breite, aber schlecht gepflasterte Straßen; viele darunter sind mit Eichenreihen bepflanzt. Die Häuser sind fast alle ein-

---

*) Nachher aber sagte Cook selbst in seiner Reisebeschreibung: auf unserer ganzen Reise haben wir kein Land gesehen, das eine ödere Aussicht gehabt hätte, oder eine so unfruchtbare Wüste gewesen wäre, als dieses hier.

förmig, aber geräumig und schön gebaut, nicht über zwei Stockwerke hoch, und größtentheils weiß übertüncht, oder grün angestrichen. Das Grüne ist die Lieblingsfarbe der Holländer; man sieht es häufig in ihrer Kleidung, an ihren Böten und Schiffen. Die Kirche und die meisten Häuser sind, der heftigen Stürme wegen, welchen das Vorgebirge ausgesetzt ist, mit einer Art Rohr oder schwärzlichen Binsen, auf eine gar nicht übel ins Auge fallende, und zugleich feste und dauerhafte Weise gedeckt. In dem Innern derselben sieht man nichts von eitler Pracht, wol aber Einfachheit, Ordnung, guten Geschmack und Reinlichkeit.

Der Eingang der Stadt, über den Schloßplatz hin, bietet einen prächtigen Anblick dar. Hier sieht man die meisten schönen Gebäude beisammen, und zugleich auf der einen Seite den Garten der Ostindischen Gesellschaft in seiner ganzen Länge, auf der andern die Springbrunnen, deren Wasser vom Tafelberge in einer Spalte desselben herabfließt. Dies Wasser ist vortrefflich, und strömt reichlich genug, um sowol die Stadt, als auch die eingelaufenen Schiffe hinlänglich zu versorgen.

Der Garten der Gesellschaft ist gegen tausend Schritt lang und vierhundert breit. Er ist weder so prächtig, als Einige, noch so unbedeutend, als Andere ihn uns beschrieben haben; die Wahrheit liegt auch hier, wie fast immer, in der Mitte. Er besteht aus regelmäßigen Vierecken, die theils mit Küchengewächsen, theils mit Obstbäumen bepflanzt, und zum Schutz gegen den heftigen Südostwind mit Hecken von Mirten und Ulmen umgeben sind. Die größern Gänge des Gartens haben Reihen von Eichbäumen, deren kühler Schatten für die ankommenden Seefahrer ungemein erquickend ist. Die dem Palaste des Statthalters zunächst liegenden Abthei

lungen sind zu Blumenbeeten eingerichtet, und das östliche Ende des Gartens besteht in einem, mit einer Mauer eingefaßten, Thiergarten, worin allerhand einheimische und ausländische Thierarten, als Strauße, Zebra's, Antilopen u. s. w. aufbewahrt werden.

Die Festung liegt einige hundert Schritte nordwärts von der Stadt. Beide werden durch eine grüne Ebene von einander getrennt, die mit Kanälen und Wegen durchschnitten ist. Noch sind zu beiden Seiten der Stadt, wie auch am Strande, Verschanzungen angelegt.

Einen höchst unangenehmen Anblick gewähren dem ankommenden Fremden die vielen Galgen und Räder, die man nicht nur zu beiden Seiten der Stadt, sondern auch auf dem vornehmsten Platze der eben beschriebenen grünen Ebene zwischen der Stadt und der Festung erblickt: gräßliche Zeugen der bekannten Strenge der Holländischen Regierung in Indien.

Mein erstes Geschäft am Kap war, mich denjenigen Personen darzustellen, an welche ich Empfehlungsbriefe mitgebracht hatte. Ich wurde sehr gütig von ihnen aufgenommen, und sie erzeigten mir in der Folge die wesentlichsten Dienste, ohne die mein Vorhaben, in das Innere des Landes einzudringen, mir gewiß nicht gelungen wäre. Besonders zeichneten sich, durch zuvorkommende Gefälligkeiten gegen mich, die Herren Boers und Hacker aus, wovon der Erste damahls Fiskal war.

Ich brannte nun vor Begierde, dies mir neue Land, wohin ich mich wie im Traume versetzt sah, näher kennen zu lernen. Alles spannte meine Aufmerksamkeit und Erwartung, und schon maß ich mit Augen, welche vor Verlangen funkelten, die unermeßlichen Wüsteneien, in welche ich mich hineinzustürzen gesonnen war. — Aber bevor ich meine Leser dahin führe, sei es mir erlaubt,

erst noch einige Bemerkungen voranzuschicken, die ich am Kap zu machen Gelegenheit hatte.

Was zuvörderst die Einwohner dieser Stadt betrifft, so schienen mir, im Ganzen genommen, die Mannspersonen wohl gewachsen, die Weiber hübsch zu sein. Bei den letzten fand ich zwar die Putzliebe unserer Pariser Damen, nicht aber den Ton, nicht die Feinheiten derselben. Man merkt es ihnen nur zu sehr an, daß Sklavinnen ihre Ammen und Erzieherinnen waren. Uebrigens sind ihre Sitten und Gebräuche noch durchaus Holländisch, oft bis zum Lächerlichen. So hat z. B. schon Cook angemerkt, daß sie nie auszugehen pflegen, ohne sich, nach Art der Holländerinnen, die Feuerstowe oder Kieke vortragen zu lassen, um sie, sobald sie sich setzen, unter die Füße zu stellen, ungeachtet sie meistentheils keinen Funken Feuer darin haben, welches ihnen auch, der Hitze des Himmelsstrichs wegen, gar sehr entbehrlich ist.

Erziehung und Unterricht sind hier äußerst unvollkommen und mangelhaft. Die Knaben lernen höchstens Schreiben und Rechnen, die Mädchen Tanzen, Singen und Klavierspielen. Das erstere lieben sie leidenschaftlich. Selten geht daher eine Woche hin, worin nicht mehre Tanzfeste gegeben werden. Die hier ankommenden und ausruhenden Seeoffiziere sind ihnen oft behülflich, diese Leidenschaft zu befriedigen. Der Statthalter selbst gab zur Zeit meines Hierseins alle Monate regelmäßig einen öffentlichen Ball, und die übrigen vornehmen Häuser der Stadt folgten seinem Beispiele.

Man findet hier weder Gasthöfe, noch Kaffeehäuser; aber jeder Bürger der Stadt nimmt Fremde auf und beköstiget sie. Der gewöhnliche Preis für Zimmer und Tisch ist täglich ein Piaster — in unserm Gelde unge-

fähr 1 Thlr. 6 bis 8 ggr. — welches in Betracht des geringen Preises, worin die Lebensmittel hier stehen, ziemlich theuer ist; allein die Holländer sind in allen Weltgegenden gewohnt, sich gut bezahlen zu lassen. Folgende Lebensmittel wurden während meines Hierseins zu folgenden Preisen verkauft: 13 Pfund Hammelfleisch für ungefähr 4 ggr., ein Ochs für 12 — 15 Reichsthaler, und so nach Verhältniß die übrigen. Während des Krieges wurde freilich Alles viel theurer. Gegen das Ende desselben bezahlte man einen Sack Kartoffeln mit 45 Rthlr.!, einen Kohlkopf mit 15 ggr. u. s. w., und doch ließ man sich damahls nicht mehr Kostgeld bezahlen, als zuvor. Die Holländer wissen also auch wieder billig zu sein.

Was die Lobredner des Kaps auch immer sagen mögen, mir scheinen unsere Europäischen Früchte hier sehr ausgeartet zu sein. Nur die Trauben, Zitronen, Apfelsinen und Feigen fand ich sehr lieblich; die andern Früchte hingegen, z. B. Kirschen, Aepfel, Birnen u. s. w., theils schlecht, theils selten. Muß man sich nicht wundern, daß ein so schönes Land, unter einem so heitern Himmel, gar keine einheimische, ihm eigenthümliche Früchte — einige Arten unschmackhafter Beeren ausgenommen — hervorbringt? Spargel und Artischocken wachsen hier gar nicht; andere Küchengewächse würde man, wenn der böse Südostwind nicht wäre, das ganze Jahr hindurch haben. Allein dieser heftige Wind trocknet die drei Monate hindurch, in welchen er zu herrschen pflegt, das Erdreich dergestalt aus, daß man nichts darin bauen kann. Um die Gartengewächse dagegen zu schützen, sieht man sich genöthiget, die Beete mit dichten Hecken einzuschließen. Eben diesen Schutz muß man auch den jungen Bäumen widerfahren lassen; aber auch selbst dann

treiben sie niemahls Aeste nach der Windseite hin, und beugen sich durchgängig nach der entgegengesetzten Seite, welches ihnen ein trauriges Ansehen giebt. Cook hat Folgendes davon angemerkt: „Wenn ich die Gärten ausnehme, die nahe an der Stadt liegen, und durch Kunst und Fleiß fruchtbar gemacht sind, so war nirgends ein Baum zu sehen, der sechs Fuß hoch gewesen wäre; Stämme, die nicht dicker als ein Daum waren, hatten armdicke, oft noch stärkere Wurzeln: ein augenscheinlicher Beweis, wie hinderlich nur allein die Winde dem Wachsthume der Pflanzen allhier sein müssen, wenn ich auch von der Unfruchtbarkeit des Bodens nichts sagen wollte."

Ich bin oft Zeuge von den Verheerungen jenes Windes gewesen. In einer Zeit von vier und zwanzig Stunden sah ich die blühendsten Gärten nicht selten völlig verwüstet und wie mit Besen reingekehrt. Er herrscht vom Jänner bis zum April, und zwar nicht bloß auf dieser Spitze von Afrika, sondern auch tief ins Land hinein. Auf meinen Reisen warf er mir zuweilen die Wagen um, und wenn ich dies vermeiden wollte, sah ich mich genöthiget, sie an starken Büschen fest zu binden.

Am Kap kündiget sich dieser Wind durch eine kleine Wolke an, die sich auf dem Gipfel des Tafelberges zeigt. Die Luft fängt dann plötzlich an, frisch zu werden; das Wölkchen wird nach und nach größer und immer größer. In kurzen ist der ganze breite Gipfel des Tafelberges damit bedeckt, und man pflegt alsdann zu sagen: der Berg habe seine Perücke aufgesetzt. Nun stürzt die Wolke sich mit Heftigkeit herab, schwebt über der Stadt, und scheint ihr mit einer Sündflut zu drohen. Aber so wie sie sich niedersenkt und den Fuß des Berges erreicht, wird sie zusehends dünner und dünner

und scheint endlich in Nichts zu verfliegen. Der Himmel ist dabei ununterbrochen klar und heiter; nur der Berg ist einige Augenblicke lang in Trauer gehüllt. Unmittelbar danach erhebt sich der Sturm.

Gewöhnlich dauert derselbe drei Tage nach einander, oft noch länger. Zuweilen hört er plötzlich auf, und in diesem Falle entsteht eine brennende Hitze. Ereignet sich dieser Umstand in den drei Windmonaten mehrmahls, so wird das als ein untrüglicher Vorbote vieler Krankheiten angesehen. Uebrigens pflegt dieser Sturm in der Stadt selbst so heftig zu wüthen, daß es unmöglich ist, von einem Hause zum andern zu gehn. So sehr man alsdann auch eilt, Fenster, Thüren und Fensterladen zuzumachen, so dringt der Staub doch bis ins Innerste der Häuser, ja sogar in Schränke und Koffer ein.

Aber auch hier bestätiget es sich, daß kein Ding so schlimm ist, daß es nicht auch seine gute Seite haben sollte. Dieser so äußerst beschwerliche Sturmwind ist doch für die Kapstadt im Grunde eine wahre Wohlthat. Er zerstreut nämlich die giftigen Dünste, die nicht bloß von den Unreinigkeiten, welche das Meer auswirft, sondern vorzüglich auch von denjenigen ausgehaucht werden, welche sich, nach hiesiger Unsitte, in den Straßen der Stadt anhäufen. Die Fleischer am Kap haben nämlich die böse Gewohnheit, die kein Polizeigesetz ihnen verbietet, die blutigen Ueberbleibsel des Geschlachteten — die Köpfe, Füße und Eingeweide, welche hier nicht benutzt werden — geradezu auf die Straße zu werfen, wo sie haufenweise liegen bleiben, in Fäulniß übergehn, und die Luft verpesten. Daher kommts denn auch, daß in solchen Zeiten, wo man hier weniger Wind hat, die ansteckenden Krankheiten etwas sehr Gewöhnliches sind.

Eine der gefährlichsten Krankheiten, welche alsdann

zu herrschen pflegen, ist eine Art von Halsweh. Die stärksten Menschen unterliegen diesem Uebel in drei oder vier Tagen. Der Anfall ist so heftig, daß er den Kranken alle Besinnung benimmt.

Eine zweite Zuchtruthe für alle Niederlassungen, auch für diese, sind die Blattern: ein Uebel, welches diese Weltgegend erst von der Zeit an kennt, da die Europäer sich hier angebaut haben. Einige Mahle fehlte wenig, so hätte die Pest die ganze Niederlassung aufgerieben; denn gleich das erste Mahl, da sie sich hier zu zeigen anfing, raffte sie mehr als zwei Drittel von den Europäischen Anbauern dahin. Für die armen Eingebornen war sie in einem noch höhern Grade mörderisch, und selbst heutiges Tages leiden diese noch immer am meisten dabei.

Der hiesige Winter, d. i. die Regenzeit — Holländisch die schlimme Zeit, quoad Moessoon, genannt — fängt gegen das Ende des Aprils, oder, nach Sparrmann's genauerer Angabe, gegen den 14ten Mai an, und dauert bis zum 14ten August. In der Kapstadt regnet es dann gewöhnlich mehr und anhaltender, als in der ganzen umliegenden Gegend. Dies aus folgender Ursache. Der in dieser Jahrszeit gewöhnlich wehende Nordwind wird, zusammt den Wolken, die er mit sich führt, jenseits der Stadt von den Bergen aufgehalten; die Wolken häufen sich dann über der Stadt, werden zusammengepreßt, und dadurch gezwungen, sich ihrer Bürde zu entladen. Es ist daher etwas sehr Gewöhnliches, daß es am Kap heftig regnet, indeß ein paar Stunden weit rings umher das trockenste Wetter bei völlig heiterm Himmel ist. Wenn zu einer solchen Zeit zwei Leute zugleich aus der Stadt nach der sogenannten falschen Bai hingehen, und der Eine den

Weg um die östliche, der Andere um die westliche Seite des Berges nimmt, so versieht sich jener mit einem Regen-, dieser mit einem Sonnenschirme. Dann kommt der Eine durchnäßt und durchkältet, der Andere mit Schweiß bedeckt und vor Hitze keichend an dem gemeinschaftlichen Orte seiner Bestimmung an.

Fremde finden hier zwar überhaupt eine gute Aufnahme, allein gegen zwei Völkerschaften beweiset man doch eine auffallende Parteilichkeit. Dies sind die Engländer und die Franzosen, wovon jene im Uebermaß, diese gar nicht geachtet werden. Ob, wie man sagt, die größere Freigebigkeit der Ersten und der größere Unterschied, der zwischen den Sitten der Letzten und denen der Holländer herrscht, die Ursache davon sein mögen, wage ich nicht zu entscheiden. So viel ist gewiß, daß ein Engländer sich hier kaum bei Jemanden eingemiethet hat, als auch das ganze Haus sogleich Englische Sitten und Gebräuche annimmt. Bei Tische z. B. muß von Stund an das Messer die Stelle der Gabel vertreten u. s. w.

Uebrigens sind die hiesigen Gesellschaften oft sehr gemischt und bunt, indem hier Fremde von allen Völkerschaften zusammenströmen. Da hört man denn nicht nur alle Europäische Sprachen, sondern auch diejenigen, die in Indien vorzüglich gebräuchlich sind, nämlich Malaiisch und ein sehr verdorbenes Portugiesisch, auf einmahl reden, so daß die Gäste dabei nicht selten in eine Babilonische Verwirrung gerathen. Die Sitten und das Betragen der einzelnen Personen sind dann oft eben so verschieden. Ein Umstand, sagt Sparrmann, fiel mir hiebei anfänglich besonders auf: als nämlich die Fremden von den übrigen Völkerschaften zum Nachtische schritten, setzten ein paar Holländische Schiffshauptleute

hre Hüte auf, und zündeten ihre Tabakspfeifen an. Ich fragte andere Holländer: ob dies nicht für etwas Ungewöhnliches und für einen Mangel an Lebensart gehalten werde? Man antwortete mir aber: Tabak sei ja für einen alten Seemann ein weit schmackhafterer und anpassenderer Nachtisch, als Gebackenes und Naschwerk, und in Ostindien sei diese Sitte noch viel üblicher. Nachher bemerkte ich oft, daß die Holländer im Hause den Hut aufhatten, auch wenn Gesellschaft bei ihnen war, ohne daß dies als eine Verletzung der Höflichkeit angesehen wurde. Man muß auch freilich gestehen, daß es an sich natürlicher ist, den Hut auf dem Kopfe, als unterm Arme zu tragen.

Ich breche hier die Beschreibung der Kapstadt ab, weil ich in der Folge noch einmahl darauf zurückkommen muß.

3.

Reise vom Kap nach der Saldanha-Bai. Aufenthalt daselbst.

Die Besorgniß, daß man am Kap vielleicht bald einen feindlichen Zuspruch der Engländer haben dürfte, bewog den Statthalter, Befehl ergehen zu lassen, daß alle auf der Rhede liegende Schiffe der Gesellschaft sich unverzüglich nach der Saldanha-Bai begeben sollten, in der Hoffnung, daß sie den Nachforschungen der Feinde dadurch entgehen würden. Die Lage dieser Bai ist vom Kap aus nördlich an der westlichen Küste der Spitze von Afrika. Zu Lande ist sie von der Kapstadt nur zwei Tagereisen entfernt.

Herr Vangenep, Führer des Schiffes Middelburg, that mir den Vorschlag, ihn dahin zu begleiten. Da dies mit meinen Absichten sehr übereinstimmte, so nahm ich die Einladung dankbar an, schiffte mich mit

aller meiner Geräthschaft ein, und wir lichteten sofort mit vier andern Schiffen die Anker. Am folgenden Tage waren wir schon glücklich zur Stelle.

Diese Bai geht fünf Deutsche Meilen weit ins Land hinein, und hat eine kleine Bucht, die Hontjes-Bai genannt, in welcher zehn bis zwölf Kriegesschiffe auf einem sehr guten Grunde sicher ankern können. Das frische Wasser ist hier zwar nicht so gut, als am Kap, allein in der regnerischen Jahrszeit verbessert es sich, und wird alsdann vortrefflich. Die Bauern der umliegenden Gegend versorgen die hier einlaufenden Schiffe mit allen Arten von Nothwendigkeiten, und zwar zu einem viel geringern Preise, als man sie in der Stadt bekommen kann. Die Gesellschaft unterhält hier einen Posten von einigen Soldaten, unter der Anführung eines Unteroffiziers, der, sobald sich Schiffe an der Mündung der Bai zeigen, gehalten ist, die Nachricht davon sogleich durch einen Boten zu Lande an den Statthalter zu schicken.

Man sieht in dieser Bai häufig eine Art Wallfische spielen, welche die hiesigen Holländer Nordkaper nennen. Sie sind von vierzig bis achtzig Fuß lang, also, wenigstens der Größe nach, von einem ordentlichen Wallfische nicht verschieden. Ich schickte ihnen, wenn sie sich über das Meer erhoben, oft eine Kugel auf den Leib; allein ich bemerkte nie, daß ihnen diese den geringsten Schaden that. Auf einer kleinen Insel, Schaapen-Eiland genannt, fanden wir ein unzählbares Heer von Kaninchen, welche unserer Küche trefflich zu Statten kamen.

Die umliegenden Gegenden wimmeln von allerlei Arten von Wild. Besonders findet man hier den sogenannten Steinbock, eine Art von Rehen oder kleinen Gazellen, ungemein häufig. Auch Rebhühner und Hasen giebt es

hier; aber der tiefe Sand dieser Gegend macht das Jagen daselbst zu einer beschwerlichen Sache. Panther sind hier zwar auch zu Hause, aber weniger gefährlich, als in andern Theilen von Afrika: die Menge des Wildbrets, und die Leichtigkeit, ihren Hunger damit zu stillen, überhebt sie der Nothwendigkeit, Menschen anzufallen.

Einige Tage nach unserer Ankunft schlug mir der befehligende Unteroffizier des Postens vor, eine Jagd mit ihm zu machen. Ich nahm diese Einladung gern an, und wir begaben uns am folgenden Tage auf den Weg. So viel Wild wir aber auch zu sehen bekamen, so konnten wir doch kein einziges Stück davon erreichen. Gegen Abend hatte ein Zufall uns getrennt, und es schien, als wolle das Schicksal mich schon heute mit den Gefahren vertraut machen, die ich in den Afrikanischen Wüsteneien aufzusuchen entschlossen war. Es setzte mich schon jetzt auf eine Probe, die ich so hart noch nicht erwartet hatte. Die Sache war folgende.

Durch einige aufs Gerathewohl gethane Schüsse hatte ich eine junge Gazelle aufgeschreckt. Mein Hund verfolgte sie, blieb zuletzt vor einem dicken Gebüsche stehen, und bellte unaufhörlich hinein. Ich, der in dem Gedanken stand, die Gazelle habe sich dahin geflüchtet, laufe hinzu, um sie zu erlegen. Durch meine Gegenwart und Stimme ermuntert, dringt der Hund in den Busch hinein, und ich erwarte mit jedem Augenblicke, die Gazelle hervorkommen zu sehen. Ungeduldig über ihr langes Verweilen, gehe ich endlich selbst in das Gebüsch, indem ich die Zweige, die mir im Wege sind, mit der Flinte zurück beuge. Nun stelle man sich, wenn man kann, mein Entsetzen vor, als ich, bis in die Mitte des Gebüsches vorgedrungen, auf einmahl einen großen und wüthenden Panther ganz nahe vor mir sah! Seine

Geberde, seine glühenden, auf mich gehefteten Augen, sein gestreckter Nacken, sein halboffener Rachen, und ein dumpfes Geheul, welches er in diesem schrecklichen Augenblicke hören ließ, verkündigten mir meinen Untergang. Ich hielt mich schon für verloren; aber mein Hund rettete mich. Sein muthiger Angriff machte das Thier verlegen, es schien zwischen Furcht und Wuth zu schweben. Ich benutzte seine Unentschlossenheit, und wich zurück. Mein trefflicher Hund ahmte meinem Beispiele nach, und so erreichten wir Beide glücklich das Freie. Hier verdoppelte ich meine Schritte, und suchte, so geschwind als möglich, den Posten zu erreichen. Unterweges hörte ich von Zeit zu Zeit einen Flintenschuß, und ich vermuthete, daß mein Jagdgefährte mich dadurch zu sich riefe. Allein es war Nacht; ich fühlte ganz und gar keinen Beruf, ihn aufzusuchen, und verfolgte meinen Weg. Er kam mir endlich nach, und seine Verwunderung, mich gesund und wohlbehalten zu sehen, war eben so groß, als die Freude, die er darüber empfand. Aus der Art des Bellens meines Hundes hatte er geschlossen, daß ich mit einer Hiäne oder mit einem Tiger handgemein geworden sei, und da ich seine Schüsse nicht beantwortete, so hatte er besorgt, ich sei schon zerrissen.

Jetzt belachten wir das Abenteuer, und ich sah nunmehr ein, daß ich Unrecht gehabt hatte, das Thier nicht zu erschießen. Allein von einem so völligen Neulinge, als ich war, konnte man bei dem ersten Auftritte dieser Art, auf den ich noch dazu gar nicht vorbereitet war, wol nicht mehr Entschlossenheit erwarten. Uebrigens war es mir gut, zu den Gefahren, die in der Folge meiner warteten, nach und nach eingeweiht zu werden. Hiezu fand sich bald eine neue Gelegenheit.

Wir begaben uns von Zeit zu Zeit nach der Schaa-

pen-Insel, um Kaninchen zu tödten. Eines Tages, da wir in ebendieser Absicht dahin ruderten, hätte dieses Jagdvergnügen uns beinahe das Leben gekostet. Es erhob sich nämlich plötzlich ganz nahe bei unserm Fahrzeuge ein Wallfisch; wir erblickten seinen ungeheuern, wenigstens zwölf Fuß hoch aus dem Wasser emporsteigenden Körper mit Entsetzen; die Gefahr, unser Boot durch sein Niedersinken umgeworfen, uns selbst unter der gewaltigen Last seiner Körpermasse in den Abgrund hinabgedrückt zu sehen, schien beinahe unvermeidlich zu sein. Die Bootsleute sprangen über Bord; aber der Steuermann hatte die glückliche Gegenwart des Geistes, dem Boote eine solche Wendung zu geben, daß wir von dem Ungeheuer dadurch entfernt wurden. Jetzt sank es wieder hinab; wie wurden alle mit Wasser bespritzt, und das Boot erhielt einen so heftigen Wellenstoß, daß es um ein Haar gesunken wäre. Wir verdankten unser Leben dem Steuermanne.

Oft steigen diese ungeheuren Thiere bis auf die Hälfte ihres Körpers aus dem Meere empor, und ihr Zurücksinken verursacht einen Knall, der einem Kanonenschusse wenig nachgiebt.

Als wir eines Abends zu Tische saßen, gerieth unser Schiff auf einmahl in eine so heftige zuckende Bewegung, daß wir Alle in der größten Bestürzung aufsprangen und aufs Verdeck liefen. Der Schrecken war allgemein, und Hauptmann Vangenep glaubte, daß die Anker nachgegeben hätten, und daß wir auf verborgenen Klippen säßen. Aber da er den Kopf nicht verloren hatte, so bemerkte er bald, daß wir noch unsere alte Stellung gegen die übrigen Schiffe hatten, und also noch auf der nämlichen Stelle liegen mußten. Desto unbegreiflicher war es nun aber, woher die eben so plötz-

liche als heftige Bewegung des Schiffes kommen könne. Man untersuchte und forschte — lange umsonst; endlich nahm man einen Wallfisch, mit ihm die Ursache unsers Schreckens wahr. Das Unthier war zwischen die Ankertaue gerathen, die sich durchkreuzten, und die Bemühung, die es anwandte, sich davon loszumachen, setzte das Meer und unser Schiff in die erwähnte heftige Bewegung.

Man sprang jetzt in die Böte, nahm die Harpunen zur Hand, und eilte, so sehr die Finsterniß der Nacht es erlaubte, den Wallfisch anzugreifen. Zu spät: denn ehe man ihm nahe genug gekommen war, hatte er sich schon losgemacht, und sich wieder in den Abgrund gesenkt. Jedermann war mißvergnügt darüber, ich am meisten; weil ich die Gelegenheit, den Meerriesen näher kennen zu lernen, gar zu gern benutzt hätte. Das Glück gewährte mir indeß in der Folge, was es mir jetzt versagte. Man setzte sich nun wieder zu Tisch, und wir hatten Einer den Andern über die Zeichen des Schreckens, die bei dem Einen mehr, bei dem Andern weniger sichtbar geworden waren, scherzend zum Besten.

In der Mündung der Saldanha-Bai liegt noch eine andere kleine Insel, Dachs-Eiland (Dassen Eyland) genannt*). Man sagt, daß ein Dänischer Schiffshauptmann, der bei dieser Insel einst krank vor Anker lag und starb, daselbst begraben sei, und daß seine Mannschaft über seinem Grabe ihm ein Denkmahl errichtet habe. Es war schon lange mein Wunsch gewesen, dies einmahl in Augenschein zu nehmen, und dieses Verlangen wuchs durch einen anderweitigen Umstand,

*) Nach La Caille's Karte liegt diese Insel nicht am Eingange der Bai, sondern weit außerhalb derselben.

der etwas Unerklärliches für mich hatte, und den ich daher genauer zu untersuchen wünschte. So oft ich nämlich auf einer Fahrt nach dem Schaapen-Eiland in die Nähe jener Insel kam, zog jedesmahl ein dumpfes Getöse, dessen Entstehung ich mir schlechterdings nicht erklären konnte, meine Aufmerksamkeit dahin. Ich erzählte die Sache dem Hauptmann, und dieser war sogleich bereit, eine Untersuchung deßhalb mit mir anzustellen. Wir fuhren also am folgenden Morgen dahin.

So wie wir uns der Insel näherten, vernahmen wir das vorgedachte Geräusch, welches mit dem lauten Toben einer starken Brandung an den das Eiland einschließenden Klippenreihen zusammenfloß. Unsere Landung war mit vieler Mühe und Gefahr verbunden, indem wir das felsige Ufer erklimmen mußten, wobei die sich daran brechenden Wogen uns über und über mit Schaum und Wasser bespritzten. Jetzt waren wir oben, und nun zeigte sich uns ein Schauspiel, welches an Sonderbarkeit vielleicht nie seines Gleichen gehabt haben mag.

Es erhob sich nämlich auf einmahl von der ganzen Oberfläche der Insel ein dickes, undurchdringliches Gewölk von allerlei Vögeln, und schwebte, wie ein ungeheures Dach, oder vielmehr wie ein lebendiger Himmel, über unsern Häuptern. Da waren Seeraben, Möven, Meerschwalben, Pelikane und wer weiß wie viele andere Arten von Strandgeflügel in unzählbarer Menge, und ihr vereinigtes Geschrei war so heftig und durchdringend, daß ich, um mein Gehör zu retten, mich genöthiget sah, mir die Ohren zu verstopfen. Der Lärm war um so viel größer und anhaltender, da wir es größtentheils mit Weibchen zu thun hatten, deren Lege- und Brütezeit jetzt war, und die daher ihre Nester, ihre Eier und Jungen gegen uns zu vertheidigen hatten. Gleich Har-

pien schossen sie auf uns herab, und streiften uns nicht selten das Gesicht mit ihren Flügeln. Alles Schießen war umsonst; sie ließen sich dadurch im mindesten nicht verscheuchen. Wohin wir nur den Fuß setzten, da zertraten wir Eier oder Junge; die ganze Insel war damit überdeckt.

Die Höhlen und Felsenspalten waren mit Robben und Seelöwen bevölkert, und wo diese noch ein Plätzchen frei gelassen hatten, da hauseten Pinguins oder Fettgänse in unzählbarer Menge. Dieser seltsame Vogel trägt sich nicht wie andere seines Gleichen, sondern richtet sich auf seinen Füßen, ungefähr zwei Fuß hoch, senkrecht in die Höhe, welches ihm, besonders seiner unbefiederten und schlapp herabhangenden Flügel wegen, ein lächerlich-ernsthaftes Ansehen giebt. Dieser seiner Flügel, welche keine Flügel, sondern nur Fleischlappen sind, bedient er sich bloß zum Schwimmen, wobei sie die Stelle der Ruder vertreten. Je weiter wir fortschritten, desto zahlloser wurde die Menge derselben. Aufrechtstehend erwarteten sie uns, und wichen keinen Fuß breit aus der Stelle.

Am dichtesten standen sie rund um das Grabmahl her, gleichsam als wenn sie Jeden abhalten wollten, sich demselben zu nähern. Die Natur that dadurch mehr, um diesen Platz schauerlich zu machen, als es der Kunst würde möglich gewesen sein. Die häßlichste Eule, das gewöhnliche Sinnbild unserer Grabmähler, kann nicht das Gemisch von wehmüthigen und schauderhaften Empfindungen erregen, welches der Anblick dieser todtenähnlichen Thiere und ihr Geschrei, vermischt mit dem dumpfen Grunzen der Robben und Seelöwen, erweckte.

Das Grabmahl selbst bestand bloß aus einem, von den Bootsleuten errichteten, viereckigen Haufen von Fel-

feustücken, die man auf einander gelegt hatte. Gern hätte ich das Innere desselben untersucht. Vielleicht, daß es, neben der Asche des Hauptmanns, Nachrichten, welche seinen Tod, sein Vaterland und seine Familie betreffen, enthalten mag. Allein der Aberglaube der Holländischen Bootsleute, die mir einen, ihrer Meinung nach, verwegenen Eingriff in die Rechte der Todten nicht zu Gute gehalten haben würden, hielt mich von der nähern Untersuchung zurück.

Wir füllten indeß unser Boot mit einer Ladung von Vögeln, die wir hier fast mit Händen greifen konnten, und besonders mit Eiern an, die wir überaus schmackhaft fanden. Auch Fettgänse nahmen wir mit, um Brennöl daraus zu ziehn.

Wir waren noch nicht völlig drei Monate lang in der Saldanha-Bai gewesen, als ich mir nicht nur die ganze Gegend umher vollkommen bekannt gemacht, sondern auch schon eine sehr beträchtliche und kostbare Sammlung von allen ihr eigenthümlichen Naturerzeugnissen, besonders von Vögeln, Geziefer (Insekten), Muscheln, Madreporen (Steinpflanzen) u. s. w. zu Stande gebracht hatte. Allein eine sehr unglückliche Begebenheit brachte mich auf einmahl, und zwar für immer, um die Früchte meiner sauern Arbeit und meiner mühsamen Erforschungen. Ich darf mir das Mitleid meiner Leser zum voraus versprechen; hier ist die Geschichte jenes traurigen Vorfalls!

Der Englische Admiral Johnson hatte Nachricht von unserm Aufenthalte bekommen, und ließ sich plötzlich mit seinem Geschwader am Eingange der Saldanha-Bai sehen. Anfangs nicht als Feind; er ließ vielmehr die Französische Flagge wehen, schläferte uns dadurch ein, und segelte ungehindert auf uns los. Kaum aber

war sein erstes Schiff uns nahe genug gekommen, so steckte es plötzlich die Englische Flagge auf, und gab uns in dem nämlichen Augenblicke eine volle Lage. Die übrigen Schiffe folgten seinem Beispiele.

Schrecken und Angst bemächtigten sich unserer Anführer und ihrer Mannschaft. Die große Ueberlegenheit der Englischen Schiffe machte den unsrigen jeden Widerstand unmöglich. Es blieb also für diese letzten nichts mehr übrig, als so geschwind als möglich die Anker zu kappen und auf den Strand zu laufen. Dies geschah, und die Mannschaft warf sich hierauf in größter Eile in die Böte, und suchte das Land zu erreichen. Verwirrung und Unordnung wurden allgemein. Nur der einzige Hauptmann desjenigen Schiffes, worauf ich selbst an Bord gegangen war, Herr Vangenep, hatte noch Gegenwart des Geistes genug, sich der auf einen solchen Fall erhaltenen Befehle zu erinnern, und steckte sein Schiff, bevor er es verließ, in Brand. Die übrigen alle wurden ein Raub der Engländer, und der Plünderung Preis gegeben.

Ich selbst befand mich unglücklicher Weise damahls gerade am Lande auf der Jagd. Ich hörte das Kanonenschießen, bildete mir ein, daß die Flotte irgend ein Fest begehe, und eilte, so sehr ich konnte, zurück, um Antheil daran zu nehmen. Man stelle sich mein Erstaunen vor, als ich in dem Augenblicke, da ich den Strand erreichte, das Schiff, worauf ich mich selbst befunden hatte, und welches alle meine gesammelten Schätze enthielt, in die Luft fliegen sah! Die rauchenden und brennenden Ueberbleibsel bedeckten die See und die nächste Gegend des Strandes.

Unterdeß wurde von den Englischen Schiffen unaufhörlich landwärts auf die fliehenden Seeleute gefeuert. Ich erreichte Einen derselben, und fragte ihn nach der

Ursache dieses gräulichen Auftritts, die mir noch völlig unbekannt war. Er wollte mir eben antworten, als eine Kanonenkugel ihm den Kopf abschlug. Ein gleiches Schicksal hatte ein großer Hund, der, seinen Herrn suchend, ängstlich auf mich zulief. Eine Kugel traf ihn und erschlug ihn nahe an meiner Seite. Jetzt hielt ich es nicht für rathsam, hier länger zu verweilen, und begab mich hinter die Dünen oder Sandhügel am Strande.

Die meisten fliehenden Bootsleute schlugen den Weg nach dem Kap ein, und besäeten die Straße dahin mit geretteten Ueberbleibseln ihrer Habe. Ich selbst stand eine Zeit lang betäubt und sinnlos da, ohne zu wissen, wozu ich mich entschließen solle. Meine kostbaren Naturseltenheiten, meine Reisegeräthschaft, mein ganzes Vermögen, alle meine Pläne und Anstalten zu der beschlossenen großen Entdeckungsreise — waren dahin! Mitten in einem wildfremden Lande, ohne Vermögen, ohne Dienste, ohne Ansprüche auf eine Unterstützung der Regierung, weit, weit entfernt von meinem Weibe, von meinen Kindern, von meinen Freunden, die mir jetzt lebhafter als jemahls vors Gedächtniß traten, und mich wehmüthig machten, nur mit einer Flinte in der Hand, mit zehn Dukaten in der Tasche und einem leichten Kleide auf dem Leibe, stand ich da, und blickte verlassen und verwaiset umher. Ich gestehe, daß ich endlich mich der Thränen nicht enthalten konnte. Ich sah die Sieger den Flüchtigen nacheilen; sie konnten auch mich leicht erreichen und meinem elenden Leben ein Ende machen. Statt dies zu fürchten, wünschte ich es sogar.

Endlich kehrte das Gefühl meiner Kraft und mit ihm meine Hoffnung und mein Muth zurück. Ich erinnerte mich eines Holländischen Anbauers, der einige Meilen von dem Orte, wo ich damahls stand, entfernt

wohnte, und dessen Bekanntschaft ich auf meinen Jagdstreifereien gemacht hatte. Zu ihm, fiel mir ein, wollte ich meine Zuflucht nehmen; vielleicht, daß er mich bei sich aufnehmen und so lange beherbergen würde, bis ich die mir nöthige Hülfe aus Europa erhalten hätte.

Gedacht, gethan. Ich schleppte mich hin zu der einsamen Hütte des Mannes, bat um seine Gastfreundschaft, und erhielt sie. Der ehrliche Slaber, so hieß mein Beschützer, kam mir mit offenen Armen entgegen, nahm mich liebreich auf, und stellte mich den Seinigen als ihren künftigen Hausgenossen vor. Gleich der Schwalbe, der man ihr Nest zerstört hat, fing ich schon am folgenden Tage, wiewol mit schwerem Herzen, wieder an, die Grundlage zu einer neuen Natursammlung zu legen.

Unterdeß brachten die geflohenen Seeleute die Nachricht von Dem, was vorgefallen war, nach der Kapstadt. Der treffliche Mann, dem ich besonders empfohlen war, Herr Boers, sah sich unter den Füchtlingen vergebens nach mir um. Niemand konnte ihm Nachricht von mir geben. Er ließ indeß nicht nach, mich auszuforschen; endlich gelang es ihm, meinen Zufluchtsort zu erfahren; und nun kam er selbst, mich aufzusuchen, mich zu trösten und mir zu helfen.

Ein Freund in der Noth! O, wo ist auf diesem ganzen Erdenrunde ein Schatz, der mit diesem verglichen werden könnte! Wie tief ich dieses jetzt empfand! Wie ich mich schämte, dem edlen Manne das Vertrauen, welches er mir gleich anfangs eingeflößt hatte, nicht von freien Stücken geäußert zu haben! Nachdem ich ihm meine ganze traurige Lage geschildert hatte, legte ich ihm meinen Plan vor, der, wie meine Leser schon wissen, darin bestand, daß ich bei dem ehrlichen Slaber so lange zu bleiben gedachte, bis ich die mir nöthige

Unterstützung aus Europa erhalten würde. Herr Boers hörte mich ruhig an; als ich aber ausgeredet hatte, antwortete er mir in der kurzen und geraden Sprache der Aufrichtigkeit und des Edelmuths, wie folget: Erinnern Sie sich, mein Herr, daß Sie mir empfohlen sind. Die Zeit ist da, daß ich meinen Freunden zeigen muß, daß ich Ihres Vertrauens nicht unwerth war. Mein Haus, mein Tisch, und jede Art von Unterstützung, deren Sie jetzt bedürfen, stehen Ihnen zu Dienste. Fassen Sie Muth; schieben Sie die Ausführung Ihres Plans nicht bis zu der ungewissen Hülfe auf, die Sie aus Europa erwarten. Ich übernehme es, alles Ihnen Benöthigte zu besorgen; und Sie, mein Herr, müssen meine Dienste annehmen. Die Umstände erfodern es; ich verlange es von Ihnen.

Welch ein gefühlloses Geschöpf müßte ich sein, wenn diese Sprache mich nicht tief bis ins Innerste des Herzens gerührt hätte, nicht noch jetzt rührte, so oft ich sie mir ins Gedächtniß zurückrufe! Ich nahm sein edelmüthiges Anerbieten an; nur bat ich um Erlaubniß, noch etwa vierzehn Tage zu Saldanha bleiben zu dürfen, um hier erst diejenigen Naturseltenheiten wieder zu sammeln, von welchen ich beinahe versichert war, daß ich sie sonst nirgends antreffen würde.

4.

Pantherjagd zu Saldanha. Rückkehr von da nach dem Kap.

Mein Vorhaben ging sehr glücklich von Statten; meine neue Sammlung wuchs mit jeder Stunde; meine Zeit war zwischen Muschelnsuchen, Pflanzensammeln und Jagen getheilt. Ich kannte die Gegend, bis auf die verborgensten Schlupfwinkel; ich hatte in bessern Um-

ständen mir ein Pferd gekauft und einen Hottentotten in meinen Dienst genommen; Beide leisteten mir jetzt wesentliche Dienste. Mein Wirth selbst und seine beiden Söhne unterstützten meine Bemühungen. Ich durfte nur winken; sogleich waren sie bei der Hand, und kamen meinen Wünschen zuvor. Der gute Slaber hatte außerdem noch drei Töchter. Wirklich eine treffliche Familie! Ihr bloßer Anblick flößte schon Achtung ein; Alle waren sechs Fuß hoch.

Die Jagd war meine Lieblingsbeschäftigung. Sie war es, die mich mit Gefahren und Mühseligkeiten jeder Art bekannt machte, und sie verachten lehrte. Ich erwarb mir dabei bald, bis auf sechs Meilen in die Runde, den Ruf der Unerschrockenheit, und setzte mich dadurch in Achtung.

Eines Abends, da ich früher, wie gewöhnlich, heimkehrte, fand ich einen Mann vor, den ich noch nicht kannte, und der meiner wartete. Er hieß Schmidt, und war gekommen, mich um Beistand zur Erlegung eines Panthers zu bitten, der seit einiger Zeit in der Gegend seines Wohnorts alle Nächte die Herden zu besuchen, und einige Stücke Vieh zu rauben pflegte. Sein Antrag war mir höchst willkommen, weil ich lange schon gewünscht hatte, einer Jagd, wie diese, beizuwohnen. Ich sagte ihm also meine Hülfe mit Vergnügen zu.

Das Abenteuer wurde gleich auf den folgenden Tag angesetzt. Wir beredeten noch einige junge Leute aus der Nachbarschaft, gemeinschaftliche Sache mit uns zu machen, und brachten so viel Hunde zusammen, als wir auftreiben konnten. Ich selbst konnte vor Ungeduld und Vergnügen die ganze Nacht kein Auge zuthun. Früh Morgens versammelten wir uns; und der Zug nahm seinen Anfang. Er bestand aus achtzehn wohlbewaffne

ten Menschen, und eben so vielen Hunden. Wir erfuhren beim Abmarsche, daß der Panther in der verflossenen Nacht abermahls einen Hammel gewürgt hatte.

Der Weg ging durch eine offene Gegend, in der nur hier und da ein einzelner Busch zu sehen war. Jeder derselben mußte mit Vorsicht untersucht werden. Nach einer guten Stunde stießen wir auf den letztgeraubten Hammel, den der Panther nur zur Hälfte erst verzehrt hatte. Wir schlossen daraus, daß er selbst nicht weit entfernt sei. Bis dahin waren unsere Hunde zerstreut umhergelaufen; jetzt drängten sie sich aneinander, rannten vereinigt einem dicken Gebüsche zu, und fingen sämmtlich an aus vollem Halse zu bellen.

Ich sprang vom Pferde, gab es meinem Hottentotten, und lief nach einer kleinen Anhöhe, die von dem Busche nur etwa funfzig Fuß entfernt war. Hier sah ich mich nach meinen Gefährten um; aber, o der Feigen! nur den einzigen Johann Slaber sah ich mir folgen, die Uebrigen zerstreuten sich in die Ebene, und hielten sich daselbst in ehrerbietiger Entfernung. Slaber selbst schien nicht sowol aus Herzhaftigkeit, als nur deßwegen an meine Seite zu kommen, weil er sich neben mir für sicherer, als in der Entfernung neben seinen muthlosen Kameraden hielt. Mit verstörtem Gesichte und unter sichtbarem Herzklopfen sagte er mir, daß er lieber mit mir umkommen, als mich in der Gefahr verlassen wolle.

Man hatte mich gewarnt, daß man in der Nähe des Raubthiers sich hüten müsse: sa! sa! zu rufen, weil es dadurch wüthend werde, und auf Denjenigen hervorspringe, der es auf diese Weise angerufen habe. Ich benutzte diesen Rath, aber zum Gegentheile von Dem, wozu er mir gegeben war. Ich rief nämlich un-

aufhörlich sa! sa! sowol um die Hunde anzuhetzen, als auch um das Thier herauszufodern. Umsonst! es kam nicht, und die Hunde wollten nicht hinein, ungeachtet einige Bullenbeißer darunter waren, die es gar wol mit dem Panther hätten aufnehmen können. Meine Hündinn war die vorderste von allen, und wagte sich allein ein wenig in den Busch, weil sie durch meine ihr bekannte Stimme mehr als die andern angefeuert wurde.

Der Panther erhob nunmehr ein fürchterliches Geheul. Bei jeder kleinen Bewegung, die er machte, sprangen die Hunde ängstlich zurück, und suchten das Weite. Ich erwartete jedesmahl, ihn hervorspringen zu sehn, allein er kam noch immer nicht. Erst nachdem ich ein paar Mahl aufs Gerathewohl in den Busch hineingeschossen hatte, kam er auf einmahl zum Vorschein. Sein Anblick jagte alle meine Gefährten in die Flucht. Selbst Slaber, dieser Herkules von Menschen, der den Panther mit seinen bloßen nervigen Fäusten hätte packen und ersticken können, verlor den Kopf und lief davon. Nur mein Hottentotte blieb neben mir.

Der Panther nahm in mäßiger Schußweite seinen Weg nach einem andern Busche, und hatte die ganze Meute hinter sich. Wir schickten ihm drei Schüsse auf den Leib. Seine blutige Spur, und die vergrößerte Wuth der Hunde, bewiesen mir, daß wir ihn nicht ganz verfehlt hatten.

Der Busch, wohin er jetzt seine Zuflucht nahm, war ungleich kleiner und niedriger, als der vorige. Ich folgte ihm dahin. Ein Theil meiner Gefährten näherte sich jetzt auch; die meisten aber waren ganz davon gelaufen.

Mehr als vierzig Mahl schossen wir nun eine ganze Stunde lang aufs Gerathewohl, kamen aber nimmer zum Zwecke. Erschöpft endlich an Geduld, stieg ich wie-

der aufs Pferd, und ritt nach derjenigen Seite des Busches, welche dem Orte, wo die Hunde standen, gegenüber war, um den gegen die Meute gerichteten Panther von hinten anzugreifen. Ich erblickte ihn; er saß auf den Hinterfüßen, und wehrte mit den Vordertatzen die Hündinn ab, die ihm unaufhörlich zu Leibe wollte. Ich legte hierauf meinen Karabiner auf ihn an, nahm mir volle Zeit zum Zielen, und in dem Augenblicke, daß ich abgedrückt hatte, warf ich den Karabiner zur Erde, und ergriff eine Doppelflinte, die ich an den Sattelknopf gehängt hatte. Doch diese Vorsicht war überflüssig; das Thier war in dem Augenblicke, da ich geschossen hatte, verschwunden. Ob ich nun gleich sicher war, es nicht verfehlt zu haben, so wäre es doch zu gewagt gewesen, mich allein in das Dickicht hineinzubegeben, um es aufzusuchen. Ich rief daher meinen Gefährten zu: Auf! laßt uns in geschlossener Reihe auf ihn eindringen. Lebt er noch, so müssen unsere vereinigten Schüsse, wenn wir ihn zugleich damit begrüßen, ihn nothwendig niederwerfen. Alle schwiegen; nur Einer antwortetete, aber seine Antwort war verneinend. Schändlich! rief ich im leidenschaftlichen Unwillen aus. Kamerad, fügte ich hinzu, indem ich mich nun an meinen Hottentotten wandte, der über die Feigheit der Uebrigen sich nicht minder, als sein Herr, ereiferte, das Thier ist entweder todt, oder schwer verwundet; steig zu Pferde und nähere dich ihm, wie ich vorher that, um zu erforschen, in welchem Zustande es sich befindet. Ich will unterdeß den Ausgang bewachen; kommt es, so soll es mir diesmahl gewiß nicht entwischen. Wir wollen schon ohne diese Memmen damit fertig werden.

Kaum war mein Schwarzer hineingeritten, so rief er mir auch schon zu: das Thier liege ausgestreckt und

ohne Bewegung da; er glaube, es sei todt! Und indem er dies sagte, gab er ihm, um seiner Sache völlig gewiß zu werden, noch einen Schuß. Ich sprang hinzu; die Glieder zitterten mir vor Freude; mein braver Hottentotte war nicht weniger entzückt. Wir zogen das Thier hinaus aufs Freie; es schien mir ungewöhnlich groß zu sein; ich betrachtete es mit Stolz, und maß es aus. Vom Ende des Schwanzes bis zur Schnauze hatte es sieben Fuß zwei Zoll, und seine Dicke war zwei Fuß zehn Zoll. Es hatte übrigens alle Kennzeichen des Panthers, so wie Büffon sie angegeben hat; daher nenne ich es auch so, ungeachtet die Holländischen Pflanzer diese Thierart Tiger nennen. Eigentliche Tiger giebt es in ganz Afrika nicht.

Dies Thier ist den hiesigen Einwohnern weit furchtbarer, als der Löwe. Dieser — gleichsam zu edel, um unerwartet zu überfallen — kündiget seine Ankunft allemahl durch ein Gebrüll an; jener hingegen verbindet die Grausamkeit mit List, schleicht leise herbei, bemächtiget sich seiner Beute schnell, und hat sie schon hinweggetragen, ehe man ihn wahrgenommen hat.

Nachdem ich meine Beobachtungen über den Panther geendiget und ihn abgezeichnet hatte, fingen wir an, ihn seines Felles zu entkleiden, unterdeß daß unsere feigherzigen Gefährten Einer nach dem Andern beschämt herbeischlichen, um an unserm Triumphe Antheil zu nehmen. Mein Hottentotte hing sich die abgestreifte Haut über die Schulter; und so traten wir unsern Rückweg an.

Das Gerücht von unserer Heldenthat verbreitete sich in kurzer Zeit durch die ganze Gegend. Man fing an, mich für einen Braven zu halten; und es währte nicht lange, so fand sich schon ein zweiter Pflanzer mit

einem ähnlichen Anliegen bei mir ein. Auch ihm fiel ein Panther schwer; auch er wünschte durch mich davon befreit zu werden. Allein ich antwortete dem an mich abgeschickten Boten:

Geht, und sagt eurem Herrn, daß ich nicht hieher gekommen sei, um das Geschlecht der Panther für Feige auszurotten, die nicht erröthen, ihren Beschützer im Stiche zu lassen. Bringt künftig der Zufall mich mit reißenden Thieren zusammen, so werde ich meiner Haut mich selbst zu wehren wissen. Auf euren Beistand thue ich Verzicht; rechnet nicht auf den meinigen.

Man sieht, das Glück hatte mich stolz gemacht. Ich war in meinen eigenen Augen wenigstens ein zweiter Theseus.

Ich hatte unstreitig Unrecht, vornehmlich darin, daß ich alle Einwohner des Landes mit denen, deren Feigherzigkeit ich jetzt erprobt hatte, in Eine Klasse warf. Der Mann, der meinen Beistand begehrte — er nannte sich Karsten — gehörte nicht dahin. Ich lernte ihn und seine Familie in der Folge kennen, und da fand ich Ursache, mich meines Benehmens gegen ihn zu schämen. Es waren keinesweges Leute, die sich einer niederträchtigen Feigheit bei gemeinschaftlichen Gefahren schuldig machen konnten.

Die Zeit, die ich mir von Herrn Boers zu meinem hiesigen Aufenthalte erbeten hatte, verstrich. Die zu meiner Reise ins Innere des Landes bequemste Jahrszeit nahete heran. Ich hatte noch große Vorkehrungen zu treffen, noch mancherlei Erkundigungen einzuziehn. Ich nahm daher von dem guten Slaber und von seiner Familie, die ich ungern verließ, Abschied; und frei von Sorgen für die Zukunft, verließ ich die Saldanha-Bai, und schlug den Weg zur Kapstadt ein.

5.

Aufenthalt am Kap; fernere Beschreibung desselben und seiner umliegenden Gegenden.

Herr Boers nahm mich liebreich auf, und machte mich zu seinem Hausgenossen. Alles, was der Freund von dem Freunde erwarten kann, das ward mir hier. Er machte mich mit Allem, was zu meiner Reisegeräthschaft erfodert wurde, bekannt, und es mußte Alles angeschafft werden. Der Befehlshaber der hiesigen Truppen, Herr Gordon, der das Innere des Landes selbst bereiset hatte, unterstützte mich mit Anweisungen und Nachrichten. Diese würden für jeden Andern vielleicht abschreckend gewesen sein. Er verhehlte mir nämlich unter andern nicht, daß die Kaffern jetzt im Kriege mit den Holländischen Pflanzern sowol, als auch mit den Hottentotten begriffen wären; und fand es sehr gewagt, die Reise unter diesen Umständen anzutreten. Allein Alles, was er mir darüber zum Theil aus eigener Erfahrung sagte, erschreckte mich nicht; es reizte vielmehr meinen Muth, und feuerte meine Begierde nur noch stärker an.

Während der Zurüstung zu meiner Reise bemühete ich mich, die Stadt und die umliegenden Gegenden noch etwas genauer kennen zu lernen.

Mehr als einmahl bestieg ich den Tafelberg. Der Fuß desselben ist mit einer Menge losgerissener großer Felsenstücke besäet; seine Grundlage ist ein reiner Körnerstein oder Granit, und bis zu seinem Gipfel hinauf scheint er aus abwechselnden Lagen von eben dieser Steinart und von Erde zu bestehen. Seine Höhe beträgt, nach La Caille's Ausmessung, 3353 Fuß über der Oberfläche

des Meers *). Man kann diesen Berg nur innerhalb einer Schlucht oder großen Felsenspalte ersteigen, in welcher alles Wasser herabrieselt, das die Springbrunnen in der Stadt unterhält. Der Aufgang ist höchst beschwerlich. Die Schlucht wird je höher, je enger und steiler, zuletzt beinahe senkrecht. Dennoch haben, wie Menzel versichert, beherzte Damen es zuweilen gewagt, durch Hülfe ihrer Sklaven, von welchen sie sich an den steilsten Orten unterstützen ließen, diesen Felsenweg hinaufzuklimmen.

Das Haupt des Berges ist platt, und bildet eine sehr weite Ebene. Auf derselben sieht man nichts, als einzelnes, kümmerlich wachsendes Gesträuch, und zerstreut umherliegende, ungeheure Felsenstücke, welche unter Wind und Wetter durch den Zahn der Zeit so benagt sind, daß ich verschiedene derselben eben so abgeründet, wie kleine Flußkiesel fand.

Ungefähr in der Mitte dieser platten Fläche fand ich ein schlammiges Wasserbehältniß, von 3 bis 400 Schritt im Umfange **). Von hier aus läuft das Wasser durch

---

*) Menzel. — Vaillant giebt die runde Zahl 3600, der unzuverlässige Kolbe nur 1857 Fuß an.

**) Kolbe, der aber vermuthlich den Berg nie selbst erstieg, will köstliche Brunnen, voll des schönsten Wassers, oben gefunden haben. Menzel zeiht ihn deßhalb der Unwahrheit, und versichert, daß man höchstens hie und da ein wenig stehen gebliebenes Regenwasser in Felsenvertiefungen von der Größe einer kleinen Mulde finde; Sparrmann hingegen sagt, daß es oben Vertiefungen gebe, worin bei anhaltendem Regen sich große Wassersümpfe bildeten. Menzel war vermuthlich nach einer Dürre oben. — Lerne hier, junger Leser, welch ein mißliches Ding es um die geschichtliche Wahrheit ist!

den eben beschriebenen Felsenspalt hinab. Ich schoß verschiedene Wasserschnepfen oder Bekassinen darauf.

Sonst ist dieser Gipfel des Berges der gewöhnliche Aufenthalt einer Art von Geier, die der heftige Südostwind nicht selten herabweht und bis mitten in die Straßen der Kapstadt wirft, wo man sie mit Knitteln todt schlägt. Auch dies kann uns einen Begriff von der Heftigkeit jenes Windes geben.

Von den Pavianen, welche auf diesem Berge hausen, giebt uns Ekeberg, in seiner Ostindischen Reise, folgende Beschreibung: »Sie sehen wild und kühn aus; denn ihre Nase steht beinahe in einem rechten Winkel auf der Stirn, und die kleinen feurigen Augen sitzen ganz nahe bei einander. Auf jeder Seite des Kinnbackens sieht man außerhalb der Lippen ein Paar starke Hauzähne hervorragen. Ihr Körper ist mit kurzen grünbräunlichen Borsten, die aufrecht stehn, bedeckt; welches Alles, nebst den langen Nägeln, die sie haben, ihnen ein übles Ansehn giebt. Sie können, wie mehre der Gattung, die alle sehr behende sind, ungemein geschickt mit Steinen werfen. Ich sah einst einen, der angebunden war, und von einem Holländer geneckt wurde, einen großen Stein ergreifen, und ihn, in einer Entfernung von zehn Schritten, so geschickt auf seinen, von andern Personen umringten Feind werfen, daß dieser davon zu Boden taumelte.« Es ist bekannt, daß diese Affenart sehr diebisch ist. Sie besuchen von Zeit zu zu Zeit die Landhäuser, und ersteigen die Gärten, um Früchte zu mausen; aber daß dieses mit so sonderbaren Anstalten und in so bewundernswürdiger Ordnung geschehe, als Kolbe uns glauben machen will, ist eine Fabel.

Leute, welche diesen Berg zum ersten Mahl ersteigen,

glauben, indem sie die Schlucht erklimmen, von einem Regenwetter überfallen zu werden, wenn auch ringsumher das schönste Wetter und der Himmel völlig unbewölkt ist. Für sie regnet es dann auch wirklich. Das rührt aber lediglich von dem herabrinnenden Wasser her, welches von Felsen auf Felsen träufelt, dabei jedes Mahl in kleinere Tropfen zerstiebt, und so zuletzt als Regen niederfällt. Des Morgens ist dieser Regen stärker, als am Tage; ein Umstand, der durch den Thau und die Abkühlung der Nächte leicht begreiflich wird.

In allen heißen Ländern pflegen die Sklaven überall, wo sie arbeiten ein Feuer zu unterhalten, sowol um ihre Pfeifen anzuzünden, als auch ihr Essen zuzubereiten, und sich gegen das Ungeziefer zu schützen. So auch hier; und ich berühre diesen an sich unbedeutenden Umstand, weil er mir Gelegenheit giebt, ein angenehmes Schauspiel zu beschreiben, welches für die Bewohner der Kapstadt dadurch oft veranlaßt wird. Es ist folgendes.

Man schickt die Sklaven häufig nach dem Tafelberge, um Strauchwerk zum Brennen für die Küchen zu holen. Nun fügt es sich nicht selten, daß diese des Abends beim Zuhausegehn das von ihnen angemachte Feuer auszulöschen unterlassen. Die herumstehenden dürren Kräuter werden davon ergriffen; das Feuer frißt um sich, und dehnt sich in kurzer Zeit nach allen Seiten aus. Dies verursacht denn zuletzt für die Kapstadt ein Schauspiel, wogegen alle Erleuchtungen und Feuerwerke weit zurückbleiben. Der Vesuv selbst, bei seinen stärksten Ausbrüchen, hat kein so furchtbar majestätisches Ansehn, als das des brennenden Tafelberges alsdann ist. Ich selbst hatte nur einmahl das Vergnügen, ein Augenzeuge davon zu sein; aber ich gestehe, daß ich vorher nie et-

was so Großes und Prächtiges in dieser Art gesehen hatte.

Mit dem Tafelberge hängt sowol der Löwenberg, als auch der Teufels- oder Windsberg, doch der letzte nicht mit dem Gipfel, sondern nur am Fuße zusammen. Allmählige Ablösungen oder Erdbeben scheinen sie getrennt zu haben. Der Löwenberg hat zwei Erhöhungen, wovon die eine, und zwar die höchste, der Löwenkopf, die andere der Löwenschwanz genannt wird. Jenen kann man nicht anders, als durch Hülfe einer Strickleiter erklimmen. Dennoch hat ein Mann, der hier Wache halten muß, seinen beständigen Aufenthalt daselbst. Er ist nämlich da, um die Ankunft eines jeden Schiffs, welches er in der See erblickt, durch einen Kanonenschuß zu verkündigen. Kommt das Schiff dann nach und nach so nahe, daß er die Flagge unterscheiden kann, so muß er herab und nach der Stadt, um dem Statthalter Anzeige davon zu thun *). Ein

*) Diesen Umstand läugnet Menzel. Nach ihm sind zwei Leute, Flaggemänner genannt, zu dem Geschäfte, auf dem Löwenberge Wache zu halten, bestimmt. Beide wechseln von acht zu acht Tagen mit einander ab, so daß jedesmahl Einer von ihnen ein kleines Häuschen bewohnt, welches in der Kluft zwischen dem Tafel- und Löwenberge erbaut ist, der Andere aber unterdeß seine Wohnung in der sogenannten Matrosenkoje auf dem Werft hat. Sobald der Tag graut, steigt Derjenige, der das Häuschen bewohnt, auf den Löwenkopf, und verbleibt allda bis Sonnenuntergang. So oft er nun Schiffe in der See erblickt, zieht er eine Flagge auf, und thut zugleich so viel Kanonenschüsse, als er Schiffe wahrnimmt. Der andere Flaggemann, welcher sich auf dem Werft aufhält, nimmt in dem Augenblicke, da er einen Schuß vom Löwenkopfe herabhört, eine andere Flagge auf die Schulter, und steigt damit auf den Löwenschwanz. Da dieser niedriger ist, als jener, so hat er volle Zeit, hinaufzukommen, bevor man

mühseliges Amt! Denn oft fügt es sich, daß der arme Mann an einem Tage wol vier bis fünfmahl hinab und wieder hinaufklettern muß. Auch versichert mir Derjenige, der bei meinem Hiersein diesen Posten bekleidete, daß man nicht alt darauf zu werden pflege. Er selbst war in seinem fünf und dreißigsten Jahre schon so steif an den Beinen nnd Knien, daß ihm das Gehen sehr beschwerlich wurde.

Der Löwenberg hat übrigens seinen Namen — nicht etwa von wirklichen Löwen, die sich an ihm aufhalten; denn diese gab es in seiner Nachbarschaft schon damahls nicht, als die ersten Holländer hieher kamen — sondern von der zufälligen Figur seiner beiden Gipfel, die ungefähr einem ruhenden Löwen mit aufgesperrtem Rachen ähnlich sehn.

Hinter dem Tafelberge liegt der berühmte Weinberg, oder vielmehr Weingarten — denn man baut hier, der Dürre wegen, den Wein lieber in niedrigen, den Weizen hingegen in hohen Gegenden — Konstantia, der einen der edelsten Weine in der Welt, den eigentlichen Kap- oder Konstantia-Wein, hervorbringt. Die ursprüngliche Abstammung dieser vortrefflichen Weinart ist zweifelhaft. Man weiß zwar, daß die ersten Anbauer Weinreben sowol aus Persien, als auch aus Madera, Frankreich und Deutschland, und zwar aus diesem letzten von Rheinischem Gewächs kommen ließen aber Nie-

---

von da herab die ankommenden Sichffe sehen kann. Sobald diese nun auch ihm sichtbar werden, steckt er gleichfalls seine Flagge auf. Die Gegend, woher die Schiffe kommen, ob aus Indien oder aus Europa, zeigt der Flaggemann durch Ausstreckung seines Armes an, welches auf dem Kastell der Stadt — vermuthlich durch Hülfe eines Fernglases — wahrgenommen wird.

mand kann jetzt mit Gewißheit sagen, aus welcher von diesen Arten der eigentliche Kapwein entstanden ist. Der Besitzer dieses Weingartens, ein Privatmann, war während meines Hierseins ein gewisser Kluthe.

Kaum der zehnte Theils des Weins, der unter dem Namen Kapwein verkauft wird, wächst zu Konstantia. Es sind eigentlich zwei Gärten, die nur durch eine Hecke getrennt sind, und wovon der eine zum Unterschiede von dem andern, Klein-Konstantia genannt wird. Letzter bringt den weißen, erster den rothen Kapwein hervor. Der ganze jährliche Ertrag soll sich im Durchschnitt auf 22,500 Kannen — nach Schwedischem Maße *) — belaufen. Ein Drittel davon muß an die Ostindische Gesellschaft abgeliefert werden. Alle andere Weine, die sowol in der Nähe von Konstantia, als auch in andern Gegenden gebaut werden, kommen diesem nicht bei, wenn gleich die Stöcke von Konstantia genommen sind. Es kommt nämlich hier, wie überall beim Weine, auf die Stelle an, wo er wächst. Indeß nähern sich einige hiesige Weinarten dem von Konstantia so sehr, daß es den Nachmachern leicht wird, ihn durch Hülfe einiger Künsteleien in Konstantia-Wein zu verwandeln, d. i. ihn unter diesem Namen zu verkaufen.

Der gewöhnliche Landwein, der am Kap wächst, wird von den bemittelten Leuten gar nicht getrunken. Statt seiner bedient man sich des Französischen rothen Weins, den man von Bordeaux kommen läßt. Auch verschiedene Arten von Bier werden aus Europa hieher gebracht und stark verbraucht. In Ansehung des Landweins geht die Eitelkeit der Einwohner, selbst derer, die nie andern trinken, weil sie keinen andern bezahlen kön-

---

*) Sparrmann.

nien, so weit, daß sie es sorgfältig zu verbergen suchen. Einst, da ich mit Hrn. Boers eine Straße entlang ging, sahen wir einen Mann vor seinem Hause sitzen, der, sobald wir ihm nahe genug gekommen waren, seinem Sklaven zurief: eine Flasche rothen Wein! Mein Gefährte war überzeugt, daß dieser Mensch sicher keinen Tropfen dieses Weins im Hause, vielleicht auch nicht zehnmahl in seinem Leben dergleichen gekostet habe. Ich blickte daher zurück, und bemerkte wirklich, daß der Sklav ihm Bier einschenkte.

Wenn Jemand in ein Haus tritt, so erfodert die Landessitte, ihm ein Sopje, d. i. ein Gläschen Arrack, Wachholder- oder Franzbrantwein anzubieten. Ein gleiches geschieht auch, wenn man sich zu Tische setzt; doch wird alsdann statt des Brantweins auch wol ein mit Wermuth und Aloe verbittertes Glas weißen Weins, zur Schärfung der Eßlust, gereicht. Bei Tische trinkt man abwechselnd Wein und Bier. Gegen das Ende des Nachtisches entfernen sich die Frauen; den Herren aber werden Pfeifen und frische Flaschen gebracht. Mit beiden setzt man sich zum Spiel, und jeder besondere Fall, der sich bei demselben ereignet, wird zum Vorwande, jedesmahl von neuen anzustoßen, gebraucht. —

Das Haupterzeugniß des Vorgebirges, außer dem Weine, ist Weizen. Man bauet hier dreierlei Arten desselben nämlich, weißen, gelben und blauen. Außerdem baut man Gerste, Erbsen und Bohnen, auch etwas Rocken, aber weder Hafer, noch Hirse oder andere Hülsenfrüchte.

Die drei berühmten Meerbusen, welche das Kap einschließen, sind: die Tafelbai, die Holzbai (Houtbai) und die Falsche-Bai (Falsebai). Die erste und die letzte sind die größten; die mittelste, die nicht sehr geräumig ist, wird von den Schiffen nur dann zum

Schutzorte gewählt, wenn Wind und Wetter sie hindern, eine der größern Baien zu erreichen. Den Namen hat sie von dem kleinen Reisholze, womit die Gegend umher die Kapstadt versorgt. Bäume findet man da nicht. Die Tafelbai ist den Westwinden, die große Falsebai hingegen dem Südostwinde ausgesetzt. Die Schiffe legen sich daher in die eine oder in die andere, je nachdem die Jahrszeit ist, in welcher entweder der eine oder der andere von jenen Winden zu herrschen pflegt.

Die Falsebai ist von der Stadt drei bis vier Stunden entfernt. Am Strande derselben hat man große Vorrathshäuser für die Kompagnieschiffe, auch ein prächtiges Krankenhaus erbaut. Der Statthalter selbst hat ein Landhaus allda, wo er denn, zur Zeit der Anwesenheit jener Schiffe, einige Tage zu wohnen pflegt. Auch verschiedene Bürger haben sich hier angebaut, sowol der Handlung wegen, als auch um die ankommenden Fremden zu beherbergen und zu beköstigen. In der Jahrszeit, da die Schiffe in dieser Bai zu ankern pflegen, ist es sehr lebhaft, desto trauriger und öder aber, sobald jene Jahrszeit verstrichen ist. Es bleibt alsdann Niemand, als eine Kompagnie Soldaten daselbst zurück. Wehe den Seefahrern, die alsdann hier einzulaufen genöthiget sind! Die Magazine sind dann gemeiniglich leer; man muß alle Bedürfnisse zu Wagen aus der Kapstadt holen lassen; jede Fuhr erfodert, des sehr elenden Weges halber, einen vollen Tag, und kostet nicht weniger als 30 — 40 Thaler *).

So wie die Falsebai den Schiffen im Winter, d. i. in der schlimmen Jahrszeit vom April bis August,

*) Nach Sparrmann nur 12 bis 16 Thaler.

da Nordwestwind weht, zum Ankerplatze dient, so nimmt sie die Tafelbai im Sommer, oder in der bessern Jahrszeit auf, da der Wind südöstlich zu sein pflegt. Zuweilen fügt es sich indeß, daß Schiffe durch irgend einen Nothfall gezwungen werden, ihre Zuflucht zu einer der beiden Baien in einer Jahrszeit zu nehmen, wo sie keine Sicherheit gewährt. Dann gehen sie aber auch oft darüber zu Grunde.

Dies Schicksal hatte unter andern im Jahre 1774 dasjenige Schiff, für welches der heldenmüthige Woltemade sich aufopferte. Die traurige Geschichte davon ist zwar bekannt; aber um einiger merkwürdigen Umstände Willen, die uns Sparrmann aufbewahrt hat, und die über den Grad von Menschlichkeit, der in den Europäischen Besitzungen in andern Welttheilen zu herrschen pflegt, ein trauriges Licht verbreiten, verdient sie hier kürzlich wiederholt zu werden.

Das besagte Schiff, welches zur unrechten Jahrszeit, während eines Sturmes, in die Tafelbai eingelaufen war, wurde in der Nacht bei dem sogenannten Salzflusse, nordwärts der Beifeste oder Citadelle, auf den Strand getrieben.

Mit Anbruch des Tages ließ die davon benachrichtigte Regierung bei Lebensstrafe verbieten, daß irgend Jemand, sogar in weiter Entfernung, sich dem unglücklichen Strande, wo die armen Gestrandeten mit augenscheinlicher Todesgefahr rangen, nähere; und um diesem entsetzlichen Verbote noch mehr Nachdruck zu geben, wurden eiligst hin und wieder Galgen errichtet und Schildwachen ausgestellt. Und wozu diese Verfügung? Zielte sie etwa auf die Rettung der Unglücklichen, etwa auf Vermeidung einer möglichen Störung durch hinzugelaufene Neugierige ab? Keinesweges. Und worauf

denn sonst? Darauf: die Entwendung der Waaren und Sachen zu verhindern, welche bei der Zertrümmerung des Schiffs auf den Strand geworfen werden könnten. Die unglücklichen Menschen und ihre mögliche Rettung kamen nicht in Betracht; die große Angelegenheit war, von der Fracht des Schiffs so viel zu retten, als man vermöchte. — Wem von meinen Lesern bei dieser gräulichen Thatsache nicht ein kalter Schauer durch alle Glieder läuft, der werfe, bitte ich, mein Buch aus der Hand; für ihn habe ich keine Zeile geschrieben!

Das Schiff saß nahe am Strande fest; man hörte das Jammergeschrei der Leute; ungeheure Wellen, welche über das Schiff hinfuhren, und sich am Ufer brachen, machten es ihnen unmöglich, sich durch Hülfe der Böte oder durch Schwimmen zu retten. Einige, welche dieses letzte Rettungsmittel versuchten, wurden an Klippen zerschmettert; Andere, die sich schon bis an den Strand hingearbeitet hatten, von der Zurückflut der Wellen wieder in die See geworfen und ersäuft. Bei guter Anstalt würde es indeß möglich gewesen sein, durch irgend einen tüchtigen Schwimmer oder Reiter einen Strick ans Schiff zu bringen, und mit Hülfe desselben die unglückliche Mannschaft zu retten. Aber die Regierung hatte, wie gesagt, nur Aufmerksamkeit und Befehle für die Erhaltung der Güter, nicht der Menschen!

Indeß war ein Mann zu Pferde, mit Anbruch des Tages, also früher, als das obgedachte Verbot erging, an den Strand gekommen, um seinem Sohne, einem in dieser Gegend wachhabenden Korporal, das Frühstück zu bringen. Der Mann, ein schon wohlbetagter Greis, war einer der Wächter des der Kompagnie zugehörigen Thiergartens. Er hieß Woltemade.

Dieser, durch den Anblick des nothleidenden Schiffs und durch das Angstgeschrei der Mannschaft gerührt, dachte nicht an sich, dachte nur an die Noth der Hülfsbedürftigen, stürzte sich muthig mit seinem Pferde in die schäumenden Wogenberge, arbeitete sich nach dem Schiffe hin, und rief, indem er ein Seil hinauf warf den Unglücklichen zu, daß jedesmahl zwei von ihnen herabspringen, und sich theils an dem Seile, theils an dem Schweife seines Pferdes halten sollten. Es geschah, und so brachte er diese glücklich ans Ufer.

Siebenmahl wiederholte der edelmüthige Greis diese kühne That, und hatte nun die Freude, schon vierzehn gerettete Menschen neben sich auf dem Strande zu sehn. Er sowol als sein Pferd bedurften jetzt einer Erholung, um neue Kräfte zu sammeln; aber das Schreien und Flehen Derer, welche noch an Bord waren, und welche jetzt besorgten, es möchte seine Absicht sein, nicht wieder zu kommen, durchdrang seine menschenfreundliche Seele; er stürzte sich zum achten Mahl in die tobende Flut, hatte zum achten Mahl das Glück, sich bis an den Bord des Schiffs hinzuarbeiten, wurde aber gleich darauf ein Opfer seiner Menschenliebe. Denn da sich diesmahl Mehre zugleich herabwarfen, und Einer von ihnen unglücklicher Weise den Zügel des Pferdes ergriff, so unterlag das erschöpfte Thier der für seine Kräfte zu schweren Bürde, und sank mit Allen, die an ihm hingen, und ach! auch mit dem edlen Woltemade, zu Grunde!

Weine, gefühlvoller junger Leser, dem trefflichen Manne eine Thräne des Mitleids, der Bewunderung und der Liebe! Er verdient diesen Zoll der Menschlichkeit, wenn je Einer ihn verdiente.

Die Vorsteher der Ostindischen Gesellschaft in Hol-

land belohnten diese schöne Handlung dadurch, daß sie einem ihrer neuen Schiffe den Namen Woltemade gaben, und die Geschichte jener That auf dem Spiegel des Schiffs abmahlen ließen. Sie fertigten zugleich der Regierung auf dem Kap den Befehl zu, falls Woltemade Kinder hinterlassen hätte, diese sofort in der von ihnen gewählten Laufbahn, sie möchte bürgerlich oder militärisch sein, auf eine auszeichnende Weise zu befördern, und für ihr glückliches Fortkommen bestens Sorge zu tragen.

Zu spät! denn ehe dieser Befehl nach Afrika kam, hatte man daselbst dem Korporal Woltemade, uneingedenk Dessen, was man dem Andenken seines braven Vaters schuldig war, die Bitte nm die erledigte Stelle dieses seines Vaters abgeschlagen, und aus Verdruß darüber hatte er das undankbare Vorgebirge verlassen und sich nach Batavia begeben, wo er bereits verstorben war, als die Nachricht von dem zu seinem Vortheil gegebenen Befehle der Vorsteher dahin kam.

Fast noch auffallender und für jedes menschlichgesinnte Gemüth noch empörender ist folgende Nebenbegebenheit, die sich an jenem unglücklichen Tage ereignete.

Unter dem Vorwande, heimliche Entwendungen der geborgenen Sachen zu verhüten, wurden die armen Menschen, die aus dem Schiffbruche gerettet waren, den ganzen Tag über, ohne irgend etwas von Speise und Trank zu bekommen, auf dem Strande unter Bewachung gehalten, ungeachtet sie naß, hungrig und von Arbeit sowol, als auch von der ausgestandenen Todesangst, gänzlich ermattet waren. Einer von ihnen mußte sogar noch folgende unmenschliche Behandlung erfahren.

Es war ein Bootsmann, der, zusammt seiner Lade, durch Schwimmen glücklich den Strand erreicht hatte.

Um sich das Schwimmen zu erleichtern, hatte er sich fast nackt in die See gestürzt. Jetzt wollte er nun, um seine Blöße zu bedecken, die Lade öffnen; allein ein am Strande befehligender junger Offizier trieb ihn mit Stockprügeln davon, unter dem Bedeuten, daß er verdient habe, sogleich an einen der aufgerichteten Galgen gehenkt zu werden, weil er sich unterstanden habe, etwas von den geborgenen Sachen anzurühren. Der arme Bootsmann entschuldigt sich mit seiner Unwissenheit, indem er von dem Verbote nichts gehört hatte, und zeigt den, nach Seemanns Gebrauch, an seinem Gürtel befestigten Schlüssel vor, womit er beweisen konnte, daß die Lade sein Eigenthum sei. Auch beruft er sich auf ein in derselben befindliches Gesangbuch, worin sein Name geschrieben stehe. Umsonst! Mit genauer Noth entgeht er dem Galgen, muß aber, so naß und nackt er ist, unter freiem Himmel den Abend abwarten. Fast erstarrt von Nässe und Kälte erhält er da endlich, auf wiederholtes Bitten, die Erlaubniß, seine Lade in Besitz zu nehmen; allein, da er sie öffnen will, um das Benöthigte herauszunehmen, findet er sie — erbrochen und ausgeplündert!

Nun wird er nach der Stadt geführt, und als man bis ans Thor mit ihm gekommen ist, seinem Schicksale überlassen. Zum Glück begegnet er einem menschlichgesinnten Bürger, der von Mitleid bewegt, sich den Rock vom Leibe zieht, um ihn damit zu bedecken, und ihn dannn mit sich in sein Haus nimmt.

Was mögen die sogenannten wilden Völker von den feinen, gesitteten und religiösen Europäern denken, wenn sie dieselben sich solcher, die Menschheit empörenden Gräuel schuldig machen sehen?

6.

Fortsetzung. Einige Nachrichten von den Sitten und der Lebensart der Kapbewohner.

Die nächsten Pflanzörter, vom Kap aus gerechnet, sind Stellenbosch, ein kleiner Flecken, das fransche Hoeck (der französische Winkel) von ehemahligen Französischen Flüchtlingen angelegt, wo ich aber nur einen einzigen alten Mann fand, der noch Französisch redete, Hottentottenland, ehemahls von Hottentotten bewohnt, nachher von Holländern angebaut, und Paarl.

Etwas weiter als eine Meile vom Kap liegt in der Tafelbai die Robbeninsel. Ihren Namen hat sie von der Menge der Seehunde oder Robben*), die an ihrer Küste hausen, und die, nach Ekebergs Anmerkung, in den Gewässern des Kaps von einer ganz ungewöhnlichen Größe sein sollen. Man findet, sagt er, ihrer hier, die an Größe einem Pferde nichts nachgeben. Die im nördlichen Eismeer pflegen bekanntlich nicht viel größer, als ein mittelmäßiger Hund oder ein jähriges Schwein zu sein.

Die Robbeninsel ist das Bicêtre **) des Kaps. Die Arbeit der Züchtlinge besteht im Ausgraben der Kalksteine; Fischerei und Gartenbau treiben sie nebenher, um sich Tabak zu verschaffen. Das Gartengewächs ist hier von ungeheurer Größe und von außerordentlicher Vortrefflichkeit. Nie habe ich z. B. so großen und so

---

*) Nach Sparrmann und Menzel sind die Robben hier jetzt gar nicht zahlreich mehr. Sie haben sich, seitdem die Insel bewohnt ist, nach der Saldanha-Bai gewandt.

**) Ein bekanntes großes Zucht- und Gefängnißhaus bei Paris.

wohlschmeckenden Blumenkohl gesehen, als er hier im bloßen Sande wächst. Auch eine Art kleiner Feigen giebt es hier, die ungemein süß und würzig sind. Am meisten bewunderte ich, daß man auf dieser Insel eben so vortreffliches Brunnenwasser, als am Kap hat*), ungeachtet sie nur klein, ganz flach und dem Meere fast gleich ist.

Rebhühner und Wachteln giebt es auch auf der Robbeninsel. Ich erwähne der Wachteln, um Gelegenheit zu haben, die Bemerkung beizubringen, daß die Wachtel am Kap, gleich unsern Europäischen, ein Zugvogel ist, die auf der Robbeninsel hingegen nicht. Ich weiß hievon keinen andern Grund zu erdenken, als den, daß dieser Vogel, seines bekannten schwerfälligen Fluges wegen, sich scheut, von der Insel nach dem festen Lande hinüberzufliegen. Ist aber dies, und ist es gleichwol gegründet, daß diese Vögel zu uns aus Afrika kommen, und

*) Hier ist noch einmahl ein Beispiel, woraus wir für unsern Geschichtsglauben Vorsicht und Mißtrauen lernen können. Von Dem, was Vaillant oben, und zwar, wie es scheint, aus eigener Beobachtung versichert, behauptet Menzel gerade das Gegentheil. Man höre: »Das Kommando, welches zur Bewachung der dahin verbannten Gefangenen abgeordnet ist, muß allen Vorrath von Lebensmitteln, und besonders Wasser, vom festen Lande erhalten. Wenn daher Wind und Wetter nicht zulassen, daß das Boot, welches frisches Wasser dahin zu bringen befehliget ist, abgehen kann, so giebt die dortige Mannschaft alsobald ein Zeichen, daß ihr Wasser abgehe; da sie denn, während der Zeit und bis ein neuer Vorrath ankommt, die Gaben gar genau eintheilen müssen.« Ich kann mir diesen Widerspruch nur dadurch erklären, daß die Insel zwar einiges, aber nur wenig Gartengewächs hervorbringt, und daß das Brunnenwasser, welches Vaillant daselbst trank, vom Kap dahin gebracht sein mußte.

wieder dahin zurückfliegen, so muß ihre Hin- und Herreise nothwendig zu Lande geschehen, und die Meinung Derer, welche behaupten, daß die Wachtel lange Reisen übers Meer mache, ist unbegründet.

Soviel von den umliegenden Gegenden der Kapstadt, jetzt noch einige Bemerkungen über die Bewohner derselben*).

Die bürgerlichen Einwohner der Stadt sind entweder geborne Holländer, oder Deutsche, oder aber eingeborne Afrikaner von Europäischer Herkunft, und unter diesen auch Mulatten, d. i. solche, die einen Europäer zum Vater und eine Schwarze zur Mutter haben. Von andern Völkern findet man hier wenige; Katholiken gar nicht, weil diese hier, wo es nur eine reformirte Kirche giebt, keine Gelegenheit haben würden, ihre Kirchengebräuche zu verrichten.

Im Ganzen genommen herrschen hier die Sitten derjenigen Völkerschaft, welche diesen Pflanzort angelegt hat. Holländische Einfachheit, Reinlichkeit, Sparsamkeit, Erwerbsamkeit, Lebensart und Gebräuche. Man macht wenig Aufwand; der Umgang der Bürger unter sich ist noch ziemlich steif, ungeachtet die im letzten Kriege hier befindliche Französische Besatzung einen leichtern Ton angab. Schmausereien sind unter ihnen nicht gewöhnlich; denn die Bewirthung einiger Fremden verdient diesen Namen nicht. Die Ursache hievon liegt wol vornehmlich darin, daß es schwer halten würde, den Gästen etwas Anderes und Ausgesuchteres vorzusetzen, als Jeder in seinem eigenen Hause alle Tage genießt. Das an sich wohlschmeckende Hammelfleisch ist die tägliche Kost. Rindfleisch und Schweinefleisch, sind hier schlecht;

*) Nach Menzel.

Kälber werden selten geschlachtet, von Fischen hat man nur vier oder fünferlei Arten, zahmes Geflügel ist selten, noch seltener wildes, so wie Wildbret überhaupt.

Die liebsten Speisen sind den Kapbewohnern diejenigen, die ihnen aus Europa kommen, und das können natürlicher Weise keine andere, als getrocknete, eingesalzene und geräucherte sein. Ich kann indeß, so unglaublich dies auch klingen mag, versichern, daß ich mehr als einmahl hier auch Hammelfleisch und Krammetsvögel aß, die in Holland gebraten waren! Alles, was man zur Erhaltung dieser Fleischspeisen vorgenommen hatte, war: daß man sie mit Salz, gestoßenen Nägelein und Pfeffer einrieb, sie dann schwach briet, in einen irdenen Topf packte, und sie mit geschmolzenem Fette oder Butter übergoß, so daß Alles wohl damit bedeckt wurde. Ich fand zwischen diesem eingemachten und dem frischen Fleische wenig Unterschied.

Staatsbesuche zu machen, ist, unter Mannspersonen wenigstens, hier nicht gebräuchlich. Will Einer den Andern besuchen, so geht er ohne Umstände zu ihm hin. Ihm wird dann sofort, der Hausherr mag zu Hause sein, oder nicht, Tabak und Thee vorgesetzt, die den ganzen Tag über in Bereitschaft stehen. Auch ein Glas Wein kann Jeder, wenn es ihm nicht sogleich angeboten wird, ohne eine Unhöflichkeit zu begehen, von freien Stücken fodern, so wie man bei uns sich etwa ein Glas Wasser auszubitten pflegt. Gewöhnlich setzt man sich dann, bis zum Abendessen, zu dem hiesigen Lieblingsspiele, dem sogenannten Gravejas nieder. Nach der Abendmahlzeit wird Kaffee gereicht.

Von Höflichkeitsbezeigungen sind die hiesigen Einwohner keine Freunde. Sie nöthigen nur einmahl, und nehmen die erste Weigerung für Ernst. Indem man

bei guten Bürgersleuten eintritt, grüßt man zwar die Hausgesellschaft mit entblößtem Haupte, setzt aber nachher den Hut wieder auf, und legt ihn selbst bei Tische nicht ab.

Unter den Damen von höherem Range herrscht dagegen mehr Stolz, also auch mehr Förmlichkeit und Aufmerksamkeit auf Worte und Geberden, als irgendwo in der Welt. Die Besuche, welche dieselben sich unter einander machen, sind eine sehr ängstliche und beschwerliche Sache, weil tausend Kleinigkeiten, die der Hofzwang (Etikette) und die Rangordnung dabei vorschreiben, gar pünktlich beobachtet werden müssen, damit ja keiner unter ihnen mehr oder weniger Höflichkeitsbezeigungen geschehen, als ihr zukommen. Dergleichen Besuche erfodern daher, ehe sie gemacht werden, viel Ueberlegung, und gewähren, wenn sie gemacht sind, sehr reichhaltigen Stoff zu Untersuchungen und Erörterungen, ob auch Alles, was dabei geschehen mußte, von allen Seiten wirklich geschehen sei.

Es ist hier gar nichts Ungewöhnliches, gemeine Soldaten, die durch eine gute Aufführung und einige Geschicklichkeit im Schreiben und Rechnen zu einer Beförderung Hoffnung haben, in die anständigsten Gesellschaften aufgenommen zu sehen. Nur müssen sie alsdann nicht in ihrer Diensttracht, sondern in bürgerlicher Kleidung erscheinen. Da das hiesige Frauenzimmer durch die Bank lieber Europäer, als geborne Afrikaner heirathet, so haben schon viele hundert dergleichen Soldaten, durch Eheverbindungen mit reichen Bürgertöchtern, ihr Glück gemacht. Es versteht sich, daß sie alsdann den Soldatenstand verlassen, und irgend ein bürgerliches Gewerbe anfangen. Jenes findet hier niemahls Schwierigkeiten, denn sobald ein Soldat darthun kann, daß er,

außer der Kompagnie Diensten, sein Glück zu machen oder sein Brot zu erwerben Gelegenheit habe, so wird er, auf Begehren, seines Dienstes gleich entlassen. Hat er aber einmahl geheirathet, so kann er nachher, auch wenn er es noch so sehr wünscht, nie wieder Soldat werden.

Fast jeder Beamte, er stehe in höherem oder geringeren Range, ist bei seiner Ankunft auf dem Vorgebirge gemeiner Soldat gewesen. Dies schadet aber eben so wenig seinem nachherigen Ansehen, als der höhere Rang, den er etwa vor seiner Ankunft in Europa behauptete, ihm während seiner hiesigen Dienstjahre irgend einen Grad von Achtung erwirbt, den er sich nicht durch persönliche Verdienste zu verschaffen weiß. Die Kapbewohner haben darüber ein Sprichwort, welches so lautet: Sagt mir nicht, was ihr gewesen, sagt mir, was ihr jetzt seid.

Die gesammte Volksmenge der Niederlassung auf dem Vorgebirge kann man auf 50 bis 60,000 schätzen. Da die Sklaven und Sklavinnen hievon, wo nicht den größern Theil, doch wenigstens die Hälfte ausmachen, so müssen wir auch von diesen hier einige Nachrichten mittheilen.

Diese elenden Menschen sind theils eingeborne Afrikaner, nämlich Hottentotten und Schwarze, theils solche, die aus Ostindien, und von der Insel Madagaskar hergeführt wurden, theils endlich, und zwar vornehmlich solche, die auf dem Vorgebirge selbst, durch Vermischung allerlei Menschenarten, erzeugt sind. Man muß hiebei Diejenigen, welche die Gesellschaft unterhält, von Denen, welche Privatleuten angehören, wohl unterscheiden. Von Jenen sind Diejenigen, die nicht zu besondern Verrichtungen, z. B. zu Büttelsdiensten u. s. w., gebraucht werden, in ein besonderes Gebäude eingepackt, welches

die Sklavenloge genannt wird, und diese sind bei weiten die verworfensten, aber auch zugleich die elendesten menschlichen Geschöpfe unter allen. Sie scheinen die Menschheit gänzlich abgelegt, und die Natur roher, schmutziger und unbändiger Thiere angenommen zu haben. Sie sind in hohem Grade liederlich und versoffen, verkaufen die Kleidungsstücke, die ihnen jährlich zugetheilt werden, vertrinken das dafür gelöſte Geld, und behängen sich mit alten Lumpen, die sie auf eine oder die andere Weise zu bekommen wissen. In der Loge leben sie, Alt und Jung, Männer und Weiber, ohne Unterschied, wie das Vieh zusammen. Man spricht zu ihnen nur durch Prügel; durch Worte können sie, viehisch wie sie nun einmahl sind, nicht im Zaume gehalten werden. Von irgend einer Art des Unterrichts, von irgend einem religiösen Gebrauche, wie z. B. von Taufen, Kopuliren u. s. w. ist bei ihnen nie die Rede. Dies auch bei Privatsklaven nicht. Denn da, zwar kein Gesetz, aber doch eine allgemeine Sitte, die Freilassung eines Sklaven mit sich bringt, sobald er die kristliche Religion angenommen hat, so sucht Jeder die Seinigen eher davon abzuhalten, als ihnen dazu behülflich zu sein.

Das Schicksal der Privatsklaven richtet sich nach den Gesinnungen ihrer Herren und nach ihrer eigenen Aufführung. Ist diese gut, und sind jene menschlich, so ist ihr Zustand ganz erträglich, mitunter wol sogar ein glücklicher zu nennen. Ist aber das Eine oder das Andere, oder gar Beides nicht, so ist die Behandlung, die ihnen widerfährt, auch oft sehr unmenschlich. Jeder Herr kann seinen Sklaven züchtigen und mißhandeln, wie es ihm gelüstet; eine Klage dieser Unglücklichen wird vor keinem Richterstuhle angenommen. Indeß ist jeder Herr glücklicher Weise durch seinen eigenen Vortheil ge-

nöthiget, seinen Mißhandlungen Grenzen zu setzen; weil er sonst besorgen muß, daß der Sklave ihm bei Gelegenheit entläuft, oder, in Wuth gesetzt, an ihm oder den Seinigen eine blutige Rache nimmt, oder endlich auch sich selbst tödtet, und so den Herrn um die Summe bringt, die er ihm gekostet hat. Man hat von diesem Allen die schrecklichsten Beispiele erlebt; Sparrmann erzählt folgende:

Am Flusse Nana kamen wir zu der Wohnung einer Witwe, deren Mann vor mehreren Jahren das schreckliche Schicksal gehabt hatte, von seinen Sklaven geköpft zu werden. Sein Sohn, damahls ein Knabe von dreizehn Jahren, hatte ein Augenzeuge der Ermordung seines Vaters sein müssen; dann sollte auch er aufgeopfert werden. Allein er entwischte auf eine sehr behende Art den Händen der Mörder. Diese setzten ihm zwar nach; allein es glückte ihm, sich ihren Augen zu entziehen, und vom Vormittage bis in die dunkle Nacht sich verborgen zu halten. Alsdann erst wagte er es, hervorzukommen, um auf dem benachbarten Hofe eine sichere Freistätte zu suchen, und die Thäter anzugeben. Diese waren auch Willens, die Mutter zu ermorden, welche an dem nämlichen Tage von einer Reise nach der Kapstadt zurück erwartet wurde, glücklicher Weise aber unterweges aufgehalten war, und nun auf Veranstaltung ihres Sohnes noch zu rechter Zeit gewarnt wurde.

Die Art und Weise, wie der Knabe sich versteckt hatte, war — da der Hof auf freiem Felde lag, und nur einige zerstreute Büsche um sich her hatte — die einzige mögliche, die ihn retten konnte. Er hatte sich nämlich bis an die Nase in einen nahe vorbeifließenden Fluß gesenkt, und zwar an einem Orte, der von niederhangenden Zweigen einigermaßen überdeckt war. Als die

Mörder ihn nirgends ertappen konnten, geriethen sie auf die Muthmaßung, er habe, aus Furcht vor dem Beile, sich lieber selbst in dem Flusse ersäuft. Hievon suchten sie sich aber erst zu versichern. Sie bedienten sich dazu eines Baumzweiges, womit sie an vielen Stellen den Grund des Flusses untersuchten. Zum Glück übergingen sie dabei den Ort, wo der Knabe saß; vermuthlich weil diese Stelle seicht war, und das Wasser daselbst einen starken Schuß hatte.

Eine Sklavinn, die neulich erst gekauft, aber von ihrer neuen Hausfrau übertrieben hart behandelt wurde, erhing sich sofort in der folgenden Nacht, aus Verzweiflung und Rachbegierde, beim Eingange der Schlafkammer der Frau.

Ein junger Sklav und eine junge Sklavinn liebten einander heftig, und hielten, nach Gewohnheit, um die Einwilligung ihrer Herren zur Heirath an. Diese wurde ihnen verweigert. Die Folge hievon war bei dem Liebhaber die sonderbare Rache, daß er zuerst seiner Geliebten, dann sich selbst das Herz durchbohrte.

Hier ist der Ort, fährt Sparrmann fort, über jene traurigen Verfassungen, die auf Sklaverei gegründet sind, meine Bemerkungen mitzutheilen. Ich habe überall gefunden, daß die unglücklichen Sklaven, noch mehr aber ihre Tirannen, dadurch zu den unüberlegtesten Handlungen und zu den abscheulichsten Grausamkeiten veranlaßt werden. Ich habe gesehen, daß Pflanzer, nicht nur aus Uebereilung, sondern sogar mit kaltem Blute und mit Ueberlegung, in eigener Person das Büttelgeschäft übernahmen, und ihrem Sklaven, um erheblicher Vergehungen willen, nicht allein ganz langsam den Rücken und die Glieder zergeißelten, sondern auch,

was die Grausamkeit eines Tigers weit übertrifft, Pfeffer und Salz in die Wunden rieben. Noch grausamer und unerwarteter kam es mir vor, daß ich Einen dieser Unmenschen mit einer Art Vergnügen jene höllische Erfindung beschreiben, sich ihrer Ausübung rühmen und sie vertheidigen hörte. Mehr als einmahl habe ich, besonders des Morgens und Abends, an verschiedenen Orten das Gebrüll unglücklicher Sklaven gehört, die von ihren Herren auf eine so unmenschliche Weise gemißhandelt wurden. Unter diesen schrecklichen Strafen flehen sie, wie man mir erzählte, nicht sowol um Gnade, als vielmehr um einen Trunk Wasser; allein so lange sie vom Schmerze noch erhitzt sind, wird ihnen dieses Labsal sorgfältig entzogen, weil man aus der Erfahrung weiß, daß sie danach binnen wenig Stunden, oft in der Minute, zu sterben pflegen.

Vernünftige Herren verfahren freilich menschlicher mit ihnen. Können diese einen Sklaven nicht durch leichtere Strafen in Ordnung halten, so schicken sie ihn entweder in die Versteigerung, und lassen ihn zu jedem Preise verkaufen, oder übergeben ihn dem Fiskal oder Landdrosten zu gesetzmäßiger Züchtigung. Diese ist denn freilich auch sehr unverhältnißmäßig hart. Der Unglückliche wird von dem Gewaltiger und seinen Gehülfen nackt ausgezogen, in einen sogenannten Polnischen Bock gespannt, und von zwei Bütteln mit dicken Ruthen, die von gespaltenen Spanischen Röhren zusammengebunden sind, vom Nacken bis an die Lenden so lange gepeitscht, bis Alles wund und blutig geschlagen ist. Dann wird ihm der zerfleischte Rücken mit Salzwasser abgerieben. Ist das Verbrechen größer, so wird er noch mit schweren eisernen Beinringen und einer Kette belegt, woran ein Klotz befestiget ist, den er, so oft er fortschreiten

will, auf dem Arme tragen muß. Für dies Alles muß der Herr, nach einem bestimmten Satze, bezahlen.

Wird ein entlaufener Sklave wieder ertappt, so läßt man ihn nicht nur an einem Pfahl oder Galgen, auf die ebenbeschriebene Weise, zergeißeln, auch wol brandmarken, sondern er wird auch, nach Beschaffenheit der Umstände, auf drei, vier bis zehn Jahr in Ketten geschmiedet und zur Festungsarbeit verdammt. Rotten aber mehre entlaufene Sklaven sich zusammen, und begehen hierauf Diebstahl, oder andern Unfug, so werden sie sofort für vogelfrei erklärt, und wer sie todt oder lebendig einliefert, bekommt eine Belohnung von vier Thalern. Sind sie noch lebendig, so werden sie ohne weitere Umstände aufgehenkt. Haben sie sich gar eines Mordes schuldig gemacht, so werden sie entweder gerädert, oder gespießt, und zwar Jenes entweder mit, oder ohne Gnadenschlag. Im ersten Falle werden sie mit ausgestreckten Armen und Beinen auf ein Kreuz gebunden, und es wird ihnen dann ein Arm und ein Bein nach dem andern, und zwar übers Kreuz, zerschlagen. Zuletzt erfolgt der Gnadenschlag auf die Brust, der ihrem Leben ein Ende macht. Im andern Falle werden sie, wenn Arme und Beine zerschlagen sind, auf ein Rad gesetzt, und mit einer Kette festgebunden; da sie denn oft noch vier und zwanzig Stunden leben bleiben. Die schrecklichste Strafe ist das Spießen. Dies geschieht auf die Art, daß der Spieß, längs dem Rücken und den Halswirbeln, zwischen der Haut und dem Fleische durchgesteckt wird, so daß der Missethäter in eine sitzende Stellung kommt. In diesem entsetzlichen Zustande können sie verschiedene Tage ausdauern, wofern es nicht glücklicher Weise anfängt zu regnen; denn die Nässe verursacht in wenigen Stunden den kalten Brand in der

Wunde, und macht der Marter mit dem Tode ein Ende.

Sklavinnen, wenn sie des Todes schuldig befunden werden, erwürgt oder erdrosselt man an dem Pfosten eines Galgens, und wenn sie eine schwerere Todesart verdient zu haben scheinen, so hält ihnen der Büttel dabei ein Bund brennendes Rohr vors Gesicht, daß sie von Rauch und Flamme ersticken müssen.

Und wozu dergleichen gräuliche Todesstrafen? Abgeschreckt wird dadurch Keiner. Der Sklave, welcher für Empörung gestraft wird, leidet in den Augen seiner Mitsklaven allezeit als ein Märterer für die Rechte der Menschheit, für ihre gemeinschaftliche Sache, für die ihnen so theure Freiheit. Spieß, Rad und Pfahl überzeugen sie nicht vom Gegentheile; sie überzeugen sie vielmehr nur noch stärker von der Grausamkeit und Ungerechtigkeit ihrer Tirannen, und sie halten Denjenigen unter sich, der Entschlossenheit genug gehabt hat, Einen derselben aus dem Wege zu räumen, für einen hochachtungswürdigen Mann, dessen Schicksal bedauert, dessen Beispiel zum Muster genommen, dessen Tod gerächt werden müsse.

Diese Denkart findet vornehmlich bei einer gewissen Art von Sklaven Statt, welche Bugunensklaven genannt werden. Diese, eine Gattung Muhamedaner, welche von den Ostindischen Inseln kommen, zeichnen sich dadurch von andern aus, daß sie strenge auf Recht und Gerechtigkeit halten, und keine Scheltworte, am wenigsten von Frauenspersonen, ertragen können, weil sie es für den größten Schimpf halten, sich von dem schwächern Geschlechte züchtigen zu lassen. Viele Herren und Hausfrauen, die es hierin versahen, haben ihre Unvorsichtigkeit mit dem Leben bezahlen müssen. Wenn hingegen diese Sklaven wissen, daß sie gefehlt haben,

danken sie für jeden Schlag, den sie bekommen, rühmen den Ernst und die Gerechtigkeit ihres Herrn, und küssen ihm, wie ich *) einst selbst gesehen habe, die Füße. Uebrigens können sie die allerempfindlichsten und anhaltendsten Schmerzen mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit, und als wenn sie völlig fühllos wären, ertragen. Man hat Beispiele, daß sie weder unterm Rade, noch am Spieße das mindeste Zeichen des Schmerzes blicken ließen. Vergißt sich einmahl Einer von ihnen, und äußert die geringste Kleinmüthigkeit, so sehen sie das als einen ihrem Stamme angethanen Schimpf an, und sind sehr unwillig darüber.

Was könnte aus Menschen, welchen Gerechtigkeitsgefühl, Ehrliebe, Muth und Festigkeit so natürlich zu sein scheinen, nicht Alles gemacht werden, wenn man sie mit Billigkeit, Menschlichkeit und Vernunft behandeln wollte! Aber eine solche Behandlungsart ist so wenig nach dem Geschmacke ihrer hartherzigen Tirannen, daß man sogar die Einführung dieser bessern Gattung von Sklaven, die sich nicht wie Vieh wollen behandeln lassen, am Kap verboten hat!

So viel von den Gräueln des Sklavenwesens. Ich bin versichert, daß kein menschlich gesinnter Leser das Wenige, was ich davon mitgetheilt habe, ohne schauderhafte Empfindungen des Mitleids und des Abscheues werde gelesen haben. Gleichwol versichern Reisende, welche mehr Länder sahen, wo der schändliche Menschenhandel von Kristen eingeführt worden ist, daß der Zustand der Kapschen Sklaven vergleichungsweise noch sehr erträglich, sanft und milde sei. Und dennoch hat man die Stirn, über Unrecht zu schreien, wenn die Verzweif-

*) Sparrmann.

lung jene Unglücklichen zuweilen dahin bringt, sich gegen ihre Tirannen zu empören, und die ihnen widerfahrnen unmenschlichen Mißhandlungen durch Feuer und Schwert zu rächen! — O Menschheit! o Sitten! o achtzehntes Jahrhundert!

7.

Abreise vom Kap. Beschreibung des ganzen Reisezuges. Die ersten drei Tagereisen.

Drei Monate waren nunmehr während meines Aufenthalts am Kap verflossen, und meine Zurüstungen vollendet. Jetzt lade ich also meine Leser ein, mich auf einer Reise zu begleiten, worauf es für sie eben so wenig an Unterhaltung, als für mich an Mühseligkeiten und Gefahren fehlen wird.

Meine gesammte Reisegeräthschaft bestand aus folgenden Dingen.

Zuvörderst hatte ich mir zwei große Frachtwagen angeschafft, die mit einer Verdachung von doppeltem Segeltuche versehen waren. Fünf große Kisten, die ich, ohne sie von der Stelle zu bewegen, auf- und zumachen konnte, füllten genau den innern Raum des einen Wagens aus. Auf denselben lag eine Matratze, die, so oft die Umstände nicht erlauben würden, die Gezelte aufzuschlagen, mir zum Lager dienen sollte. Diese Matratze konnte aufgerollt und auf dem letzten Kasten befestiget werden. Hier hatte auch noch ein mit Schubladen versehenes Kästchen Platz, worin ich Kerbthiere (Insekten) und andere leicht zerbrechliche Dinge, die ich sammeln würde, verwahren wollte.

Dieser erste Wagen, den wir den Herrnwagen nannten, war zugleich mein Zeughaus oder meine Rüst-

kammer. Eine der erwähnten fünf Kisten war in Fächer getheilt, und in denselben standen große Flaschen, deren jede fünf bis sechs Pfund Schießpulver enthielt. Dieser Vorrath sollte nur für den täglichen Gebrauch dienen. Mein Hauptpulvervorrath belief sich auf 4 bis 500 Pfund. Dies war in mehre Fässer vertheilt, und jedes Faß hatte ich, um es gegen Feuer und Feuchtigkeit zu verwahren, in frisch abgezogene Schafhäute einschlagen und diese dann darauf trocken werden lassen. Das gab einen undurchdringlichen Ueberzug. An Blei und Zinn zu Kugeln nahm ich, theils schon gegossen, theils roh, über 2000 Pfund mit. Von sechzehn Flinten fanden zwölf auf diesem nämlichen Wagen unter der Verdachung Platz. Noch hatte ich mich mit einem großen Gewehre, welches viertelpfündige Kugeln schoß, zur Erlegung der Elephanten, Seekühe und Nasehörner, mit einigen Paaren doppelläufiger Pistolen, und mit Dolch und Säbel versehen.

Der zweite Wagen machte einen sonderbaren und lächerlichen Aufzug; aber er war mir deßwegen nicht weniger lieb. Dieser enthielt meine Küche. Wie manch ruhiges und wohlschmeckendes Mahl nahm ich hier ein! Und wie süß ist meinem Herzen noch jetzt die Rückerinnerung an jeglichen kleinen Umstand meines damahligen häuslichen Lebens! Nie wohne ich jetzt einer von jenen steifen Mahlzeiten bei, wo Zwang und Langeweile herrschen, ohne daß ich mit einer Art von Sehnsucht an den angenehmen Wirrwar unserer Ruheplätze zurückdenke, wo, nach einer mühsamen Tagereise, meine guten Hottentotten mit der Zubereitung eines Mahls für ihren Freund beschäftiget waren.

Mein Küchengeräth bestand aus wenig Stücken. Ein Rost, eine Bratpfanne, zwei große Töpfe, ein

Kessel, einige Schüsseln und Teller von Porzellan, nebst Kaffee- und Theegeschirr; das war Alles.

Für meine eigene Person hatte ich mich noch mit einem guten Vorrathe weißer Wäsche aller Art, mit Kaffee, Thee, Zucker und ein paar Pfund Schokolade versehen.

Für die mich begleitenden Hottentotten mußte ich Tabak und Brantwein mit mir führen. Von diesem letzten nahm ich drei Fässer voll mit. Hiezu kam noch ein ansehnlicher Vorrath von Glaskorallen und andern Siebensachen, welche mir theils zum Tauschhandel, theils auch um mir Freunde damit zu machen, dienen sollten; ein großes und ein kleines Zelt, letztes ohne Seitenwände, allerlei Geräthschaften zur Ausbesserung des beschädigten Fuhrwerks, Kugelgießer, Nägel, Eisen in Stangen und Stücken, Nadeln, Zwirn, einige gebrannte Wasser u. s. w. Dies war ungefähr der ganze Inbegriff meiner wandernden Haushaltung. Jeder meiner Wagen trug 4 bis 5000 Pfund.

Noch muß ich eines Nachttischkästchens erwähnen, weil es mir oft die angenehmste Unterhaltung verschaffte. Nichts geht über das Erstaunen, welches die entferntern wilden Völkerschaften darüber an den Tag legten. Ich bediente mich daher seiner immer in ihrer Gegenwart, und ihre Gespräche darüber, die mir viel Vergnügen machten, bewogen mich oft, meine Putzzeit zu verlängern.

Mein Zugvieh bestand aus dreißig Ochsen — denn nur mit solchen, nicht mit Pferden, fährt man hier — nämlich zehn für jeden Wagen, die übrigen zum Abwechseln und Vorspann; außerdem hatte ich drei Jagdpferde, neun Hunde und fünf Hottentotten bei mir. In der Folge mußte ich sowol meinen Viehstand, als auch meine Mannschaft oft beträchtlich vermehren. Diese letzte stieg zuweilen

bis auf vierzig Personen, und richtete sich nach dem jedesmahligen größern oder geringern Vorrathe meiner Küche.

Man halte mir die Genauigkeit, womit ich meine fahrende Haushaltung beschrieben habe, zu Gute. Es wird sich in der Folge zeigen, daß diese Beschreibung vorangehen mußte, um meine Leser in den Stand zu setzen, sich die jedesmahlige Lage, worin ich mich befand, recht lebhaft und als gegenwärtig zu denken.

Da mein Reiseplan in der ganzen Kapstadt bekannt geworden war, so fanden sich Viele ein, die sich mir zu Gefährten anboten. Allein ich schlug sie Alle aus. Dies kam Manchem närrisch vor; mir schien es vernünftig zu sein. Mehre Reisende, von welchen jeder seine eigene Weise, seine eigene Art zu sein und zu handeln, seine eigenen Absichten und Wünsche hat, werden nie mit vollkommener Eintracht einen und ebendenselben Plan befolgen können. Mir aber war es gar zu wichtig, mir den meinigen nicht verrücken zu lassen. Ich that daher auf das Vergnügen der Gesellschaft Verzicht, um ganz mein eigener Herr zu bleiben.

Als nun Alles zu meiner Abreise fertig war, empfahl ich mich meinen Freunden, und machte mich den 19ten December 1781, Vormittags um neun Uhr, mit meinem ganzen Zuge auf den Weg. Ich selbst war dabei zu Pferde. Unsere Richtung ging östlich auf diejenige Gegend zu, welche Hottentott-Holland genannt wird. Da die erste Tagereise nicht sehr lang und beschwerlich sein sollte, so machten wir Abends, am Fuße der hohen Berge, die das Kap ostwärts einschließen, Halt.

Hier, wo ich nun ganz und gar mir selbst überlassen war, und von Keinem, als von mir selbst, von meinem Arme und von meinem Muthe, Schutz und Schirm zu

erwarten hatte, trat ich gleichsam in den ursprünglichen Zustand des Menschen ein. Hier athmete ich zum ersten Mahl in meinem Leben die reine und süße Luft der Freiheit.

Alles kam nunmehr darauf an, daß ich eine gewisse Ordnung in den Geschäften, sowol für mich selbst, als auch für meine Leute, einführte. Dies mußte jetzt geschehen, oder es würde mir nimmer gelungen sein. Wer über Menschen gebieten will, der muß sich in Ansehn bei ihnen zu setzen wissen, der muß ihnen Festigkeit zeigen, und sie überzeugen, daß er auf alle ihre Handlungen aufmerksam sei. Von meinen Hottentotten hatte ich überdas noch zu besorgen, daß sie mir über kurz oder lang davon laufen könnten, oder daß eine schlaffe Gelindigkeit sie zu Unordnungen verleiten würde. Ich nahm daher gleich jetzt meine festen Maßregeln mit ihnen, und erlaubte mir in der Folge nie, von der eingeführten strengen Ordnung auch nur ein einziges Mahl eine Ausnahme zu machen.

Sobald wir also an dem Orte, wo wir Nachtlager halten wollten, angelangt waren, befahl ich, die Ochsen in meiner Gegenwart auszuspannen, und schickte sie, unter der Aufsicht zweier meiner Leute, die ich als die ordentlichsten und verständigsten unter allen kannte, auf die Weide. Mit den Uebrigen besichtigte ich sorgfältig die beiden Wagen, das Geschirr und die Ladung, um zu untersuchen, ob auch nichts beschädigt worden sei. Ich wies hiernächst einem Jeden sein besonderes Geschäft an, und erklärte, wie ich's künftig wolle gehalten wissen. Dies flößte ihnen nun von heute an die Meinung von mir ein, daß ich ein scharfsehender und aufmerksamer Mann sei, dem auch die kleinsten im Dienste begangenen Fehler nicht verborgen bleiben würden.

Hierauf setzte ich mich zu Pferde, um den für den folgenden Tag uns bevorstehenden Bergweg zu untersuchen. Bei meiner Zurückkunft fand ich Alles, wie ich's angeordnet hatte, meine Ochsen weidend, und ein tüchtiges Feuer angemacht. Wir aßen dabei von den Lebensmitteln, die wir aus der Stadt mitgenommen hatten, und nach geendigter Abendmahlzeit legten wir uns zur Ruhe, ich auf meinem Wagen, die Hottentotten unter freiem Himmel.

Noch vor Anbruch des Tages wurde wieder angespannt und aufgebrochen. Der Weg den Berg hinan war rauh, steil und beschwerlich. Unsere Wagen und Ochsen liefen große Gefahr, jene zerbrochen, diese gelähmt zu werden. Ich war nicht wenig befremdet, daß man den einzigen Weg, auf welchem man von dieser Seite her nach dem Kap kommen kann, nicht sorgfältiger angelegt habe. Der Gipfel des Berges bietet bewundernswürdige Aussichten dar. Man übersieht alle zerstreut umher liegende Wohnungen eines sehr geräumigen Thals, welches von Bergen auf der einen Seite, auf der andern vom Meere begrenzt wird.

Unsere Ochsen mußten sich hier nothwendig erst erholen; wir sahen uns also genöthiget, auszuspannen, und ein paar Stunden liegen zu bleiben. Ich, den die Besorgniß, wie es mit der Hinabfahrt auf der andern Seite des Berges beschaffen sein möge, beunruhigte, wandte diese Zwischenzeit zur Untersuchung des Weges an. Zu meinem großen Vergnügen fand ich ihn besser, als ich erwartet hatte. Der Berg neigte sich auf dieser Seite ganz unmerklich, und verlor sich sanft in einer überaus reizenden Landschaft. Schnell kehrte ich wieder zu meinen Leuten zurück, und ließ sie aufbrechen. Da wir nun weder vom Wege, noch von wilden Thieren,

die sich in dieser Gegend selten sehen lassen, hier etwas zu besorgen hatten, so wallten wir ruhig und wohlgemuth dahin, und machten nicht eher zum Nachtlager Halt, bis wir Abends um zehn Uhr den Palmitfluß erreichten, dem die Holländer diesen Namen wegen der Menge des Rohrs gegeben haben, das an seinen Ufern wächst.

Da man in ganz Afrika über keinen Fluß, er se groß oder klein, eine Brücke, und nur an zwei Orten eine Fähre antrifft, so giebt es kein ander Mittel, hinüber zu kommen, als durchzureiten oder durchzufahren. Dies ist oft mit großer Gefahr verbunden, und verursacht dann langes Aufhalten. Denn wenn es nur ein wenig stark und anhaltend geregnet hat, so muß man oft acht bis vierzehn Tage warten, bis das Wasser wieder so tief gefallen ist, daß man es wagen darf, sich hinein zu begeben. Aber auch dann wird noch große Behutsamkeit erfordert, weil der heftige Strom an den gewöhnlichen Durchfahrtsstellen oft unvermuthet tiefe Strudel gebildet hat. Verwegene Bauern, die so lange, bis das hohe Wasser sich verlaufen hat, entweder nicht warten wollen oder, weil es ihnen an Lebensmitteln gebricht, nicht warten können, wagen es nicht selten, mit ihren Ochsen und Wagen durchzuschwimmen. Der Sklav oder Hottentotte, welcher Fuhrmanns Stelle vertritt, ist alsdann gezwungen, neben den vordersten Ochsen herzuschwimmen, und sie am Zügel zu leiten. Aber wehe ihm und der Gesellschaft auf dem Wagen, wenn diese, wie sich das wol zuweilen ereignet, tückisch werden, und ihrem Führer nicht Folge leisten wollen! Dann sind Menschen und Thiere verloren.

Beim Erwachen am folgenden Morgen sahen wir uns umsonst nach unsern Ochsen um. Sie waren alle

entlaufen. Noch nicht gewöhnt, sich auf Reisen neben den Wagen zu lagern, hatten sie sich, die Einen hierhin, die Anderen dorthin zerstreut, und meine Leute mußten bis neun Uhr suchen, bevor wir sie alle wieder beisammen hatten, und weiterziehen konnten.

Gegen elf Uhr kamen wir nahe bei einer Pflanzerwohnung vorbei, deren Besitzer nach unserm Reisezuge ausgesehen hatte, und, sobald er ihn erblickte, uns entgegen kam. Es war der Mann, von dem ich am Kap sowol meinen Herrnwagen, als auch die fünf Paar Ochsen, die ihn zogen, gekauft hatte. Sein Name war Schmit. Er ersuchte mich nun inständig, nicht bei ihm vorüberzuziehen, sondern erst das Mittagsmahl bei ihm einzunehmen. Ich ließ also Halt machen.

Ich wurde hierauf von seiner Frau und seinen beiden artigen Töchtern ungemein gütig empfangen. Die Rede fiel bald auf den Wagen und das Gespann Ochsen; man pries mir dieselben, und hatte Recht, es zu thun. Die Ochsen waren wirklich die besten, die ich auf der ganzen Reise gebraucht habe, und der Wagen war so gut gebaut, daß die fürchterlichsten Wege auf meiner langen Fahrt ihn nicht aufzureiben vermochten, und daß ich ihn wirklich unversehrt wieder nach dem Kap zurückbrachte.

Die gute Familie wünschte, mich länger bei sich zu behalten; allein ich riß mich, sobald wir gegessen hatten, von ihr los, und wir setzten unsere Reise fort. Nach einigen Stunden erreichten wir die Gegend Ouwe Hoek genannt, setzten durch den Fluß Bot, und fuhren, weil ich die verlornen Mittagsstunden wieder einzubringen wünschte, ununterbrochen fort, bis wir Abends um elf Uhr an der Seite eines kleinen Wasserpfuhls unser Nachtlager nahmen.

Auf der Fahrt des folgenden Tages stießen wir alle Augenblick auf ganze Herden von derjenigen Art von Gazellen, welche die hiesigen Pflanzer unter dem Namen Rehbock begreifen. Gegen Mittag, da wir, der ausnehmenden Hitze wegen, stillliegen mußten, hatte ich das Glück, einen dergleichen Rehbock zu erlegen; wovon wir denn auch einige Stücke auf der Stelle rösteten und verzehrten. — Bei dieser Gelegenheit erst ein Wort von den Gazellen überhaupt, weil ich ihrer künftig öfter erwähnen muß.

Man begreift unter diesem, ursprünglich Arabischen Namen, ein ganzes Geschlecht von reh-ähnlichen Thieren, welches sehr viele, nach Einigen dreizehn, nach Andern sechzehn, vermuthlich aber noch mehr Unterarten enthält, und als eine Mittelgattung zwischen Ziegen und Rehen anzusehen ist. Man nennt sie auch Antilopen. Der Bau ihres Körpers kommt mit dem der Rehe am meisten überein, nur daß sie dünnere Beine, ein weicheres und glänzenderes Haar, und überhaupt ein schöneres und lebhafteres Ansehn haben. Ihre Hörner sind kurz, und inwendig hohl, wie die der Ziegen. Sie sind sowol in Asien, als in Afrika zu Hause, und werden übrigens mit Recht für ein vortreffliches Wildbret gehalten. —

Des Nachmittags, da unser Zug vorwärts rückte, sahen wir unaufhörlich von allen Seiten Herden von verschiedenen andern Gazellenarten neben uns, auch eine Menge Zebra's, oder weiß, schwarz und braungestreifte Afrikanische Waldesel und Strauße. Das seltsame Gewirr dieser sehr verschiedenen Thierarten durch einander, und das schnelle Wiederzusammentreffen einer jeden besondern Art für sich, gewährte mir ein überaus unterhaltendes Schauspiel. Es hatte das Ansehn eines

Bühnentanzes, bei dem eine ansehnliche Verwirrung sich plötzlich wieder in Ordnung und Regelmäßigkeit auflöset.

Wären meine Hunde nicht gewesen, so würde es mir leicht geworden sein, vom Wagen aus eine Menge dieser Thiere, besonders der Gazellen oder Antilopen, die, wie alle hörnertragende Thiere, ausnehmend neugierig und in dieser Gegend nichts weniger als scheu sind, zu erlegen. Die Zebra's und die Strauße bezeigten sich zwar furchtsamer, doch entfernten sich auch diese jedes Mahl nicht sehr weit von uns, und blieben dann wieder stehen.

8.

Abstecher nach den warmen Bädern. Beschreibung derselben. Fortgesetzte Reise bis nach Swellendam. Vom Pavian Kees.

Da die warmen Bäder, die von den Kapbewohnern so stark besucht und so sehr gerühmt werden, mir nur fünf bis sechs Stunden aus dem Wege lagen, so beschloß ich, sie bei dieser Gelegenheit in Augenschein zu nehmen. Um aber nicht zu viel Zeit darüber zu verlieren, brach ich diesmahl so früh vor Tage auf, daß wir schon gegen zehn Uhr an Ort und Stelle waren.

Die Regierung hat hier für die Brunnengäste ein ziemlich geräumiges, aber nicht viele Bequemlichkeiten gewährendes Gebäude aufführen lassen. Das Innere desselben besteht aus einer Diele, zwei großen Zimmern, einer Küche, und noch einer kleinen Kammer, die sämmtlich Fußböden von Lehm haben. Die kleine Kammer bewohnt der sogenannte Posthalter, oder Brunnenmann; die Gäste müssen also in den beiden großen Zimmern beisammen leben, und wenn die Zahl derselben zu groß wird, zu der Diele, zu den Böden, zu Gezelten

oder zu den Rüstwagen ihre Zuflucht nehmen. Das Haus liegt an dem Abhange einer Anhöhe; und da es mit keinem Graben umgeben ist, so dringt die Feuchtigkeit durch die dem Hügel zugekehrte Steinwand, und macht das Eine der beiden Zimmer dadurch zu einem ungesunden Aufenthalte. Die wenigen elenden Bänke und Tische, die man hier findet, sind das Eigenthum des Brunnenmannes, und müssen von ihm gemiethet werden. Jeder Brunnengast muß außerdem für seine Beköstigung selbst sorgen, welches in einer Gegend, die der Lebensmittel nicht sehr viele hat, mit einigen Schwierigkeiten verbunden ist.

Es giebt hier übrigens zwei Bäder; das eine ist für die Weißen, das andere für die Schwarzen bestimmt. Die Art des Badens ist folgende. Der Kranke setzt oder legt sich bis ans Kinn in die Badegrube. Hier fühlt man das Wasser, das von seiner Quelle bis hieher geleitet wird, noch sehr heiß, doch ohne daß es brennt. Man bemerkt einen Andrang des Bluts aus dem Innersten des Körpers nach der Oberfläche desselben. Die Geschwindigkeit der Pulsschläge und das Herzklopfen nehmen zu. Nicht lange, so spürt man eine Vorempfindung von Ohnmacht; man darf daher nicht allein sein, weil man sonst, wie sich das denn auch wirklich zuweilen ereignet hat, hinsinken und ertrinken könnte. Nach geendigtem Bade legt man sich unter Decken nieder; da denn, besonders wenn man von dem warmen Wasser zugleich trinkt, ein reichlicher Schweiß zu erfolgen pflegt. Einige baden und schwitzen auf diese Weise zwei, ja wol gar dreimahl hinter einander.

Da man hier fast niemahls Gelegenheit hat, sich des Raths eines Arztes zu bedienen, so folgt man bei dieser Badekur keinen andern Anweisungen und Verfah-

rungsarten, als denjenigen, welche eigenes Belieben und Bequemlichkeit an die Hand geben, ohne Ordnung, ja ohne die geringste Lebensordnung dabei zu beobachten. Man macht nicht einmahl einen Unterschied der Krankheiten, gegen welche das Bad für heilsam gehalten wird. Daher kommt es denn, daß zwar Einige davon genesen, Andere aber davon sterben, oder wenigstens ihr Uebel nicht vermindert sehn.

Am folgenden Morgen ging ich über den Fluß Steinbock, berührte jenseits desselben die sehr schöne Wohnung der Witwe Wissel, und sah mich Abends um neun Uhr genöthiget, in einem Thale, Seete Melk — süße Milch — genannt, Halt zu machen, weil ein tiefer Morast uns am Weiterfahren hinderte.

Mit Anbruch des Tages ward ich gewahr, daß wir ganz nahe bei einem niedlichen Hause übernachtet hatten, welches zum Behuf eines von der Kompagnie hier ausgestellten Postens erbaut ist. Ein gewisser Herr Martens, den ich einige Mahl am Kap gesehen hatte, befehligte daselbst. Ich besuchte ihn; er lud mich, der hiesigen Landessitte gemäß, ein, ein paar Tage bei ihm zu verweilen; allein mein Vorsatz, mich nirgends unnöthiger Weise aufzuhalten, stand fest. Wir fuhren weiter.

Gegen Mittag trafen wir mit einer kleinen Horde Hottentotten zusammen, die sehr armselig zu sein schienen, und welchen ich daher einige Geschenke machte. Sie hatten nicht ein einziges Stück Vieh, und lebten bloß von der Handarbeit, die sie für die umliegenden Pflanzer übernahmen. Ich lud verschiedene von ihnen ein, mir zu folgen, und versprach ihnen gute Bezahlung; allein ich konnte sie nicht eher dazu bewegen, bis ich ihnen einen hinlänglichen Vorrath Tabak für die

ganze Reise verhieß. Dieser Versuchung konnten sie nicht widerstehen; sie versprachen, daß sie sich am folgenden Morgen einstellen wollten, und so schieden wir aus einander.

Mein Nachtlager nahm ich heute im Tieger Hoek. Die gemietheten Hottentotten, an der Zahl drei, stellten sich des andern Morgens, wiewol etwas spät, mit ihren Waffen und ihren Reisebündeln ein, mischten sich unter die Uebrigen, und waren bald wie zu Hause. Um die Gegend, wo wir waren, etwas genauer kennen zu lernen, beschloß ich, erst den Nachmittag wieder aufzubrechen, und bis dahin auf die Jagd zu gehn. Einer meiner neuen Hottentotten versicherte, daß er ein guter Jäger sei, und bat mich, ihn mitzunehmen. Ich ließ das geschehen, ungeachtet ich seinem Selbstlobe wenig Glauben beimaß, gab ihm eine Flinte, und machte mich mit ihm auf den Weg.

Die Landschaft wimmelte von Gazellen, aber wir konnten ihnen lange nicht beikommen. Endlich, nachdem wir schon weit umher gelaufen waren, erblickte mein schwarzer Jäger auf einmahl einen sogenannten Blaubock in liegender Stellung. Er zeigte mir den Ort, allein ich war unvermögend, das Thier zu sehn. Er bat mich darauf, still zu stehn, und versprach, es in meine Hände zu liefern. Und nun warf er sich auf die Knie, und nahm, in dieser Lage fortrutschend, einen weiten Umweg. Meine Augen folgten ihm; ich war neugierig, zu sehn, was da herauskommen werde. Das Thier stand unterdeß auf, und fing, ohne sich zu entfernen, an zu grasen. Mein Hottentotte fuhr fort, zu kriechen und zu rutschen, welches ihm sehr geschwind von Statten ging. Jetzt war er schußrecht; er schlug an, und Knall und Fall waren eins. Ein Sprung, und ich

war bei ihm. Die schönste und seltenste unter den Afrikanischen Gazellen lag zu meinen Füßen.

Ich lobte meinen Hottentotten, belohnte ihn mit einem ansehnlichen Vorrathe von Tabak, mit einem Feuerzeuge, etwas Schwamm und dem besten meiner Messer. Es war mir wichtig, einen so geschickten und verständigen Kerl mir recht ergeben zu machen. Sein Dienst konnte mir in der Folge von großem Nutzen sein. Auf einem meiner Pferde, welches er herbeiholen mußte, brachten wir den Bock ins Lager, und mein Jäger zerlegte ihn hurtig und geschickt.

Diese Gazellenart ist bisher noch nicht genau genug beschrieben worden. Ihre Hauptfarbe ist ein mattes Blau, das ein wenig ins Graue spielt. Der Unterleib und die inwendige Seite der Beine sind so weiß, wie Schnee; der Kopf ist gleichfalls auf die niedlichste Weise weißgefleckt. Was aber Sparrmann sagt: daß die bläuliche Farbe dieses Thiers sich, sobald es todt sei, verwandle, habe ich nicht bemerken können. Ich habe das Fell von demjenigen, welches wir hier erlegten, mitgebracht, und es hat noch immer die nämliche Farbe.

Die nächste Tagereise brachte uns bis an den Rand eines sehr weiten Sumpfes, welcher der Aufenthalt vieler kleiner Schildkröten war. Wir fingen ihrer gegen zwanzig. Auf Kohlen geröstet verloren sie den widerlichen Geruch, den sie lebendig von sich gaben, und schmeckten dann recht gut. Es verdient angemerkt zu werden, daß diese, der Nässe bedürftigen Thiere, zur Zeit der großen Hitze, die den Morast austrocknet, in eben dem Maße, wie die Dürre zunimmt, sich tiefer in die Erde hineingraben. Hier bleiben sie, wie entschlafen, liegen, bis ihr Aufenthaltsort von der zurückkehrenden Regenzeit wieder in Sumpf verwandelt wird.

Ob dieser Naturtrieb allen Schildkröten eigen ist, weiß ich nicht; ich kann nur so viel versichern, daß ich auf dieser Reise, so oft die Lust, Schildkröten zu essen, mich anwandelte, nur an solchen Oertern, wo Wasser gestanden hatte, nachzugraben brauchte, um ihrer jedes Mahl so viel ich wollte zu erhalten. Der Versuch schlug niemahls fehl.

Bei unserer Ankunft in dieser Gegend verscheuchten wir eine unglaubliche Menge von Gazellen, Zebra's und Straußen. Ich sage nicht zu viel, wenn ich versichere, daß ich vier bis fünf tausend Stück solcher Thiere auf einmahl vor Augen hatte. Das einzige davon, was ich gern erreicht hätte, war ein Strauß; aber diese waren zu scheu. Von den übrigen, die ich jetzt nicht gebrauchen konnte, wollte ich keins erlegen.

Von hier bis Swellendam, einem Hauptorte der Holländischen Niederlassung, hatte ich noch über zwei Flüsse zu setzen. Auch dies ging glücklich von Statten, weil die trockne Hitze alle diese Flüsse, die in der regnerischen Jahrszeit reißende Ströme zu sein pflegen, in unbedeutende Bäche verwandelt hatte.

Zu Swellendam wurde ich von dem dortigen Landdrosten, Herrn Ryneveld, mit Güte überhäuft, und durch folgenden Umstand gezwungen, mehre Tage bei ihm zu verweilen. Ich hatte auf der bisherigen Reise gefunden, daß meine zwei Wagen zu schwer beladen waren. Um sie nun zu erleichtern, mußte ich mir einen dritten anschaffen. Mein Wirth hatte die Gefälligkeit, mir einen zweirädrigen Karren machen zu lassen, und versah mich bei meiner Abreise noch oben ein mit einer Menge frischer Lebensmittel. Ich nahm hier auch noch einige Hottentotten in meinen Dienst, und kaufte, außer verschiedenen Zugochsen, auch einige Ziegen, eine

Kuh, um Milch zu haben, und — einen Hahn. Einen Hahn? werden meine jungen Leser fragen; und wozu denn den? Zum Wecker; um die Zeit, aufzustehn und aufzubrechen, nicht zu verschlafen. Das Thier gewöhnte sich sehr bald an unsere Lebensart, und leistete mir völlig den Dienst, den ich mir von ihm versprochen hatte. Sein Nachtlager nahm er immer, entweder auf meinem Zelte, oder auf meinem Wagen; und von da aus verkündigte er mir regelmäßig die Wiederkehr der Morgenröthe. Entfernte er sich zuweilen, um Futter zu suchen, von unserm Lager, so kehrte er doch gegen Abend jedes Mahl pünktlich wieder zurück. Wurde ihm von einem Iltiß oder von einem Wiesel nachgestellt, so eilte er, halb fliegend halb laufend, mit großem Geschrei unter unsern Schutz.

Ein anderes Thier, welches ich mit mir führte, und von dem man glauben sollte, daß es mir vollends entbehrlich gewesen sei, leistete mir noch größere und wesentlichere Dienste. Dies war ein großer — Affe, ein Kapscher Pavian. Seine große Anhänglichkeit an meine Person, und seine Geschicklichkeit, mir in einsamen Stunden die Langeweile und die Grillen zu vertreiben, hätten allein schon verdient, daß ich ihn zum Gefährten meiner Wanderschaft machte; aber er leistete mir auch überdas noch einen Dienst, den oft keiner meiner menschlichen Begleiter mir hätte leisten können. So oft wir nämlich eine unbekannte Wurzel fanden, und nicht wußten, ob sie genießbar sei, oder nicht, so mußte Kees — dies war der Name meines Pavians — sie erst durch Kosten untersuchen. Warf er sie von sich, so konnten wir versichert sein, daß sie übelschmeckend oder schädlich sei; aß er aber davon, so wußten wir das Gegentheil, und konnten sie dann ohne Bedenken selbst versuchen.

Eine andere Eigenschaft machte mir ihn noch schätzbarer. Er war nämlich bei Tage und bei Nacht mein bester Wächter. Das geringste Zeichen einer herannahenden Gefahr weckte seine Aufmerksamkeit, und er benachrichtigte uns sogleich davon durch sein Geschrei, wie durch seine ängstlichen Geberden. Die Hunde selbst verließen sich nach und nach gänzlich auf ihn, überhoben sich der Mühe, die Runde zu machen, und legten sich ruhig schlafen. Aber so oft er sie aufschreckte, waren Aller Augen sogleich auf ihn gerichtet; und ein bloßer Hinblick von ihm, oder eine Bewegung seines Kopfes war hinreichend, ihnen die Seite, von welcher der Feind sich näherte, anzudeuten und sie dahin rennen zu machen.

Oft nahm ich ihn mit mir auf die Jagd. Wie er dann jedes Mahl, wenn wir uns aufmachen wollten, vor unmäßiger Freude hüpfte und gaukelte! Wie er auf mich zusprang, um seinem Freunde einen Kuß zu geben! Wie er dann vorrannte und wieder zu mir zurückeilte, um mir durch Liebkosungen noch einmal seine Dankbarkeit zu erkennen zu geben, und mich zu bewegen, nicht länger zu zaudern! Unterweges machte er sich ein Geschäft daraus, Bäume zu erklettern, um sein Lieblingsgericht, Gummi, zu suchen. Oft spürte er mir auch in Felsenlöchern oder hohlen Bäumen Honig aus. Fand er von Beiden nichts, und setzte ihm dann endlich der Hunger zu, so gab es lustige Auftritte zwischen ihm und mir. Er pflegte dann Wurzeln, und besonders eine gewisse Art derselben zu suchen, die ihm vor allen wohlschmeckte. Zum Unglück für ihn hatte auch mein Geschmack sich für die nämliche Wurzel erklärt. Ich bestand also jedesmahl darauf, meinen Antheil davon zu haben. Kees war verschmitzt. Fand er also eine solche Wurzel, und war ich nicht gleich bei der Hand, sie mit

ihm zu theilen, so zernagte er sie in größter Geschwindigkeit, indem seine Augen unbeweglich auf mich geheftet waren, um meine Entfernung von ihm, und die Zeit zu messen, in der ich ihn erreichen könnte. Gemeiniglich hatte er richtig gerechnet, und war fertig, ehe ich zu ihm kam. Zuweilen aber übereilte ich ihn doch, und da war er denn hurtig darüber aus, das Stück zu verbergen. Allein eine tüchtige Ohrfeige nöthigte ihn, es wieder hervorzubringen, das Recht des Stärkern anzuerkennen, und mir die Beute zu überlassen. Kees hatte indeß weder Galle, noch nachtragende Tücke, und er schien in solchen Fällen zu fühlen, daß ich recht habe, ihn für seine unedle Selbstsucht zu züchtigen.

Die Art, wie er der Wurzel sich zu bemächtigen wußte, war überaus sinnreich. Er packte nämlich den Büschel der Blätter mit den Zähnen, stemmte die Vorderhände gegen die Erde, und bog den Kopf zurück, dann folgte die Wurzel nach. Wollte dies Mittel nicht verschlagen, so half er sich auf folgende Weise: er faßte den Krautbüschel noch näher an der Wurzel mit den Zähnen, und schoß hierauf einen Purzelbaum, da denn die Wurzel von dem Ruck, den sie dadurch erhielt, allemahl aus der Erde gerissen wurde.

So oft er auf unsern Märschen ermüdete, bediente er sich eines meiner Hunde, der die Gefälligkeit hatte, ihn auf sich zu nehmen, zum Reiten. Der größte und stärkste unter den Hunden, der zu diesem Liebesdienste sich am ehesten hätte hergeben sollen, verweigerte ihm denselben standhaft. Sprang ihm Kees auf den Rücken, so stand er den Augenblick unbeweglich still, und ließ die Gesellschaft vorüber ziehn. Kees bestand dann wol auf seinem Kopfe; aber wenn er endlich den Zug

aus dem Gesichte verlor, so sah er sich doch genöthigt, abzusteigen, um sich seiner Füße zu bedienen. Dann kamen Beide spornstreichs uns nachgelaufen, doch so, daß der Schelm von Hund sich immer hinter ihm hielt, um sich vor seinem Aufspringen in Acht nehmen zu können.

Uebrigens zeigte es sich auch hier, wie überall, daß Klugheit der Stärke gemeiniglich überlegen ist. Kees hatte sich durch jene bei der ganzen Kuppel, die an dieser ihm weit überlegen war, in Achtung zu setzen gewußt, und behauptete eine Art von Herrschaft über sie. Bei seinen Mahlzeiten duldete er keinen Mitesser; kam ihm während derselben ein Hund zu nahe, so fertigte er ihn allemahl mit einer tüchtigen Ohrfeige ab, die dieser denn auch immer geruhig einsteckte, und sich eiligst zurückzog.

Noch eine Sonderbarkeit von ihm, die mir merkwürdig schien, verdient hier gleichfalls angeführt zu werden. Außer den Schlangen gab es kein Thier, vor dem er sich mehr fürchtete, als vor seines Gleichen, den wilden Affen. Ob dies daher kam, daß er fühlte, er sei durch seine bisherige Lebensart zu schwach geworden, um es mit einem im Stande der Natur lebenden Pavian aufzunehmen, oder aus einer Art von Eifersucht auf meine Freundschaft, die er mit keinem andern Affen theilen wollte, kann ich nicht entscheiden. War das Letzte der Fall, so hätte er unbesorgt sein können. Den Platz, den ich ihm einmahl in meinem Herzen eingeräumt hatte, konnte kein anderer einnehmen; auch wollte ich ihm keinen andern Affen beigesellen, ungeachtet ich oft Gelegenheit hatte, ihrer mehr als Einen zu fangen.

Sehr närrisch war's, daß er, trotz aller Furcht vor seinen wilden Brüdern, gleichwol nie unterließ, ihnen zu antworten, so oft er sie in den Gebirgen schreien

hörte. Und bekam er dann einen von ihnen zu Gesicht, so floh er dennoch jedesmahl mit einem entsetzlichen Geschrei, verbarg sich, um Schutz bittend, zwischen unsern Beinen, und konnte lange nicht wieder beruhiget werden.

Das Mausen hatte er mit allen andern Affen gemein. Meine Leute, die das Ding gemeiniglich sehr ernsthaft nahmen, züchtigten ihn zwar deßwegen hart; allein das besserte ihn nicht. Er verstand sich meisterhaft darauf, die Schnur eines Korbes aufzuknüpfen, um sich der darin befindlichen Lebensmittel zu bemächtigen. Am meisten trachtete er der Milch nach, die er über Alles liebte. Ich selbst, der seinetwegen oft Mangel daran litt, peitschte ihn deßhalb zuweilen tüchtig; aber ohne Erfolg. Er machte sich dann immer aus dem Staube, und kehrte erst zur Nachtzeit wieder in mein Zelt zurück.

Der Leser verzeihe, wenn ich bei der Beschreibung meines guten Kees zu umständlich geworden bin. Wer wird nicht wortreich, wenn er von einem seiner Lieblinge zu reden hat? Ich kehre nun wieder an den Faden meiner Reisegeschichte zurück.

9.

Reise von Swellendam bis nach der Mossel-Bai. Rührendes Beispiel von Hundetreue. Häusliche Lebensart der Reisegesellschaft.

Von Swellendam setzte ich meine Reise dergestalt fort, daß ich immer, in mäßiger Entfernung vom Meere, längs der östlichen Küste hinzog. Nach zwei Tagen gelangten wir an den sogenannten Großvaterbusch, eine Waldung, die ich, bevor wir weiter rückten, erst zu durchstreifen wünschte.

Als ich hier meine Hunde musterte, vermißte ich einen derselben, der mir, wegen seiner großen Anhänglichkeit an meine Person, unter allen der liebste war — meine treue Hündinn Rosette. Vergebens durchsuchten wir die nächsten Gegenden, und thaten von Zeit zu Zeit einen Schuß, um ihr zu erkennen zu geben, wo wir wären; sie blieb aus. Endlich entschloß ich mich, einen meiner Hottentotten zu Pferde auf dem Wege, den wir gekommen waren, zurückzuschicken, um sie aufzusuchen.

Nach vier Stunden sahen wir diesen spornstreichs zurückkehren. Vor sich auf dem Sattelknopfe trug er einen Stuhl und einen Korb; neben ihm her lief Rosette, die, sobald sie mich erblickte, freudig auf mich zusprang, und mich mit Liebkosungen überhäufte. Der bloße Anblick erklärte mir die Geschichte. Stuhl und Korb waren, ohne daß es Jemand gesehen hatte, vom Wagen gefallen; die treue Hündinn hatte es bemerkt, und, um das Verlorne zu bewachen, sich daneben gelegt. So fand sie der Hottentotte.

Gehört hatte ich von der außerordentlichen Treue der Hunde zwar schon Manches; aber ich selbst hatte noch nie etwas Aehnliches erfahren. Ich gestehe daher, daß ich bis zu Thränen gerührt war, und meine gute Rosette von Stund' an noch einmahl so lieb gewann. Das arme Thier würde, hätte ich nicht danach ausgeschickt, ein Opfer seines Diensteifers geworden, und entweder vor Hunger oder durch wilde Thiere umgekommen sein.

Bei Hunden ist Treue; das lernt' ich von dir,
Rosette, mein Liebling, du stattliches Thier!
Von Hunden, ihr Menschen, lernt üben die Pflicht
Der heiligen Treue, die Manchem gebricht.

So sehr ich auch den Großvaterbusch nach allen Seiten durchstrich, so wollte es mit der Jagd hier doch nicht gelingen. Etwas Neues, zur Bereicherung meiner Sammlung, stieß mir gar nicht auf. Ich ließ daher am folgenden Morgen wieder aufbrechen. Aber kaum hatten wir ein paar Meilen zurückgelegt, als ein unangenehmer Vorfall uns nöthigte, schon wieder Halt zu machen. Indem wir nämlich durch einen kleinen Fluß fuhren, fiel der zweirädrige Karren, der jetzt mein Küchenwagen geworden war, im Wasser um; und das Ausfischen, das Trocknen und das Wiedereinpacken der Sachen, nahm den ganzen Ueberrest des Tages hin. Glücklicher Weise war nur ein Theil meines Porzelans zerbrochen, das übrige Geschirr aber unverletzt geblieben.

Auf der nämlichen Tagereise legte sich uns ein neues Hinderniß in den Weg — der Fluß Duyvenochs, der eben damahls so stark angelaufen war, daß wir uns nicht hineinwagen durften. Wir sahen uns daher gezwungen, uns an seinem Ufer zu lagern, bis das hohe Wasser sich verlaufen würde. Rings umher war Gehölz, welches mir manche schöne Ausbeute an Vögeln und Kerbthieren versprach. Ich verweilte daher nicht ungern in dieser Gegend, ließ meine Gezelte am Rande des Gehölzes aufschlagen, und meine Hottentotten hatten im Hui einige Hütten daneben errichtet.

Hier hoffte ich nun einige Tage in ungestörter Einsamkeit mich dem freien Naturgenusse überlassen, und den Zwecken meiner Reise ungehindert nachgehn zu können; aber ich irrte mich. Meine Ankunft war bei den Holländischen Anbauern umher ruchtbar geworden, und nun strömten mir bald von allen Seiten her lästige Besuche zu, die mich mit Vorwürfen über mein Vorbeireisen,

mit Einladungen zu ihren Wohnungen und mit unnützem zeitraubenden Geschwätze behelligten. Meine Partie war genommen; ich wollte Herr meiner selbst sein, ich wollte meine Zeit nicht mit zwecklosem Plaudern verderben, ich wollte nur für die Zwecke meiner Reise leben. Ich schlug daher alle Einladung rund ab, und schaffte mir, so gut ich konnte, die lästigen Besucher vom Halse.

Die Ordnung, nach welcher ich meine Zeit und die Geschäfte eingetheilt hatte, war folgende. Geweckt von meinem Hahn stand ich jedesmahl vor Tage auf, und das Erste, was ich vornahm, war, mir meinen Kaffee selbst zu kochen, während meine Leute mit der Wartung und Fütterung des Viehs beschäftigt waren. Sobald der Tag völlig angebrochen war, ging ich, von meinem Affen begleitet, auf die Jagd, und streifte bis zehn Uhr umher. Unterdeß kehrte und reinigte ein alter Hottentotte, Namens Swanepoel, mein Gezelt, so daß ich bei meiner Zuhausekunft Alles rein und in Ordnung fand. Von zehn Uhr bis gegen Mittag beschäftigte ich mich mit der Untersuchung und Aufbewahrung Dessen, was ich von der Jagd zu Hause gebracht hatte. Mein Mittagsessen, welches nur in einer einzigen Schüssel gebratenen und gerösteten Fleisches bestand, war jedesmahl bald geendiget, worauf ich denn entweder wieder an meine Arbeit ging, oder auch bis in die Nacht hinein mich mit Jagen beschäftigte. Bei meiner Zurückkunft zündete ich ein Licht an, und brachte einige Stunden damit zu, die Geschichte des Tages, nebst den Bemerkungen und Entdeckungen, die ich zu machen Gelegenheit gehabt hatte, zu Papiere zu bringen. Meine Hottentotten waren unterdeß darüber aus, die Ziegen zu melken, und das Zugvieh zusammen zu treiben, da sich denn zuletzt Alles — Ochsen, Ziegen,

Schafe und Hunde — bunt durch einander um mein Gezelt her lagerte.

Und nun wurde das große Feuer angezündet, und wir setzten uns Alle um dasselbe her. Ich trank meinen Thee, meine Leute rauchten traulich ihr Pfeifchen, und erzählten mir Histörchen, deren seltsamer Inhalt mich oft herzlich lachen machte. Hiedurch und durch mein vertrauliches Wesen ermuntert, beeiferten sie sich dann immer mehr, es einander im Erzählen und in lustigen Schwänken zuvorzuthun, und Einer suchte dem Andern die Ehre, mich am meisten aufgemuntert und belustiget zu haben, streitig zu machen. Süße Erinnerung! Wie oft versetze ich mich in Gedanken noch jetzt in jenen traulichen Zirkel, und rufe jeden Auftritt meines damahligen Naturlebens, wobei ich mich so glücklich fand, mit Entzücken in mein Gedächtniß zurück! O heilige Natur! O du beseligende Einfachheit und Einfalt der Sitten! Was hat das glänzende, aber zwangvolle, geschrobene und freudenleere Gewühl der großen Lebensart, das mit dir verglichen werden könnte!

Oft verlängerten sich diese unsere Abendunterhaltungen bis tief in die Nacht hinein. Oft sprang dabei aus den rohen, durch keine Erziehung gebildeten Köpfen meiner Leute ein Funke von Witz heraus, der mich in Erstaunen setzte. Ich reizte sie oft, indem ich ihnen erzählte, was Kolbe und andere Reisende von der Religion, den Gesetzen und Gebräuchen ihres Volks in die Welt hineingeschrieben haben; und da lachten sie mir denn entweder ins Angesicht, oder zuckten auch wol mitleidig die Achsel, und ergossen sich in Ausdrücken der Verachtung und des bittersten Unwillens über dergleichen Windbeutel. Zuweilen beschrieb ich ihnen, als wolle ich sie ihrer Einfalt wegen durch eine Verglei-

chung demüthigen, das gewandte, witzige und verschlagene Wesen eines sogenannten Glücksritters — Chevalier d'Indüstrie — zu Paris, und hatte immer die Freude, die einstimmige Antwort von ihnen zu hören: daß sie ihre einfache, ländliche Lebensart jenem glänzenden Schmarotzerleben weit vorzögen, und daß sie es einer Völkerschaft, die sich über die schuldlosen Söhne der Natur so sehr erhaben dünke, zur großen Schande anrechneten, dergleichen Taugenichtse unter sich zu dulden. — So urtheilen Hottentotten, Leute, die man uns oft als das dummste Vieh in menschlicher Gestalt, oder als barbarische Menschenfresser geschildert hat, ungeachtet sie von so sanfter, ruhiger und friedliebender Gemüthsart sind, daß ein Kind sie leiten könnte! Aber es ist hier noch nicht der Ort, diesem guten Volke, durch eine treue Beschreibung seiner Sinnesart und seiner Sitten, gegen die vielen Unwahrheiten, die man darüber verbreitet hat, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Die Gegend, die wir jetzt bewohnten, wimmelte von dreierlei Arten von Rebhühnern, deren eine von der Größe unserer Fasanen war. Diese waren jetzt unsere gewöhnliche Speise. Wir steckten sie bei zwanzigen in die Töpfe, und so gewährten sie uns nicht nur ein wohlschmeckendes Fleisch, sondern auch vortreffliche Kraftsuppen. Wir fanden hier auch eine Art von Gazellen, so groß wie Europäische Ziegen, von Farbe schwarzbraun, mit weißen Flecken an den Schenkeln übersäet. Ich erlegte ihrer viele; eine wohlschmeckendere Art von Wildbret habe ich nie gegessen.

Meine Sammlung von seltenen Vögeln und Geziefer wuchs hier sehr beträchtlich an. Um nun diesen kostbaren Vorrath in Sicherheit zu bringen, und mir zugleich Platz zu neuen Sammlungen zu machen, bediente

ich mich der Gelegenheit eines nach dem Kap reisenden Pflanzers dieser Gegend, um dem Herrn Boers, unserer Verabredung gemäß, die ganze bisherige Ausbeute meiner Reise zu schicken.

Meine Nachbarn umher versahen mich von Zeit zu Zeit mit Früchten und Gemüse, und Einer unter ihnen, welcher gehört hatte, daß ich ein großer Freund von Milch wäre, schickte mir regelmäßig alle Abend einen Eimer voll davon, den ich mit meinen Leuten theilte. Kees, dessen Geschmack sich eben so entscheidend dafür erklärt, witterte jedesmahl den Boten schon von weiten, und ermangelte nie, ihm eine gute Strecke entgegen zu laufen.

Die Weide von Swellendam bis an den Fluß Duyvenochs ist vortrefflich. Auch zum Kornbau ist der Boden hier viel besser, als der am Kap. Allein die hiesigen Pflanzer ziehen die Viehzucht vor, und bauen nicht mehr Getreide, als sie für ihre eigene Haushaltung nöthig haben. Man hat hier zwar auch einige Weinberge, aber der darauf gewonnene Wein wird, weil er schlecht ist, nur zu Essig oder auch zum Brantweinbrennen verbraucht. Mit Vieh und Butter treibt man einen beträchtlichen Handel nach dem Kap.

Nachdem wir vierzehn Tage in dieser Gegend zugebracht hatten, war der Fluß so weit gefallen, daß die Durchfahrt nunmehr keine Gefahr mehr zu haben schien. Wir machten uns also auf, und kamen mit allem unsern Gepäck unversehrt hinüber. Gleiches Glück hatten wir bei dem darauf folgenden Flusse, False genannt. Aber der Gaurit, ein dritter Fluß, den wir am folgenden Tage erreichten, machte uns mehr zu schaffen. Dieser war damahls so breit, wie die Seine beim Pflanzengarten zu Paris, oder wie die Elbe bei Dessau.

Durch ihn hinzufahren, war unmöglich. Wir mußten also Halt machen, um das Fallen seines aufgeschwollenen Gewässers zu erwarten.

Allein nachdem wir drei Tage umsonst geharrt hatten, und der Fluß noch immer eine gleiche Wasserhöhe behielt, so spornte mich meine Ungeduld, einen Versuch zu machen, ob wir nicht eine Flöße erbauen und durch Hülfe derselben hinüberkommen könnten. Gedacht, gethan. Wir legten Hand ans Werk, und kamen endlich, wiewol mit saurer Mühe, glücklich damit zu Stande. Ich selbst stellte unterdeß das Jagen ein, und arbeitete mit, wie der geringste meiner Hottentotten. Als wir mit der Flöße fertig waren, mußten unsere Wagen abgepackt und Stück vor Stück auseinandergenommen werden. Und so kamen wir mit allen unsern Sachen glücklich über den Fluß, indem wir das Vieh nebenher schwimmen ließen. Das Gelingen dieses ersten Versuchs flößte mir Muth für die Zukunft ein, weil er mich auf's Neue lehrte, wie viel der Mensch vermag, wenn's ihm nur nicht an ausdauernder Geduld, an unermüdeter Thätigkeit und an Muth gebricht.

In den zwei folgenden Tagen legten wir vierzehn Stunden Weges zurück, und befanden uns nun der Muschelbai – Mosselbai, sonst auch Baie Saint Blaise genannt — gegenüber. Die ganze Gegend umher ist mit Pflanzerwohnungen besäet. Die Bai ist reich an Austern und Fischen, die unserm Gaumen eine angenehme Abwechselung gewährten. Was wir von diesen letzten nicht verzehren konnten, ließ ich einsalzen.

Zur Nachtzeit hörten wir hier unaufhörlich das Geschrei der Hiänen, einer wolfsartigen Thierart, die eine der grimmigsten und grausamsten unter allen ist. Sie sind grau von Farbe, und eine lange Mähne, die

vom Kopfe bis an den Schwanz fortläuft, und die sie emporsträubend machen können, giebt ihnen ein wildes und furchtbares Ansehn. Ungeachtet dies Thier gewöhnlich nicht größer, als ein Fuchs ist, so geht es doch mit der größten Unerschrockenheit auf Panther los, und setzt sich sogar dem Löwen selbst zur Wehre. Ein großes Feuer, welches die ganze Nacht über rund um unser Lager brannte, hielt sie ab, sich uns zu nähern. Aber dies schien sie auch rasend zu machen. Unsere Ochsen äußerten bei ihrem Geschrei die größte Unruhe.

Auch wenn es wahr wäre, was man sagt, daß die Muschelbai keinen bequemen Ankergrund habe, wovon ich aber, nach angestellter Untersuchung, das Gegentheil fand, so würde sie nichts desto weniger manchem nothleidenden Schiffe zum Zufluchtsorte dienen können, wenn die Holländische Regierung für gut fände, sie bekannter werden zu lassen. Eine nicht sehr menschenfreundliche Staatsklugheit aber scheint sie hieran bisher gehindert zu haben. Denn als im Jahre 1752 ein Dänisches Schiff durch Sturm hieher getrieben wurde und strandete, ließ man die von dem Hauptmanne am Strande errichtete Flaggenstange, nebst dem Vorrathshause, welches er daselbst angelegt hatte, sofort wieder einreißen, und zugleich verbieten, je wieder etwas im Angesicht des Hafens zu bauen. Und doch würde dieser Hafen, wenn man ihn bekannt machen und benützen wollte, für das Kap selbst den größten Vortheil gewähren. Statt, wie bisher, das Bauholz mit schweren Kosten aus Europa kommen zu lassen, könnte man es aus den schönen Waldungen ziehn, welche diese Bai umgeben. Der fruchtbare, zu jeder Art von Anbau bequeme Boden umher, würde, sobald man die Schifffahrt zwischen hier und dem Kap eröffnete, eine Menge neuer Anpflanzer

herbeilocken, wodurch diese Gegend nach und nach eine der volkreichsten und angebautesten in Afrika werden könnte, wie sie es zu sein verdient. Aber entweder sind diese großen Vortheile der Regierung bisher entgangen*), oder man verschmäht sie, um den Schiffen fremder Völker keinen andern Zufluchtsort, als die Baien am Kap bekannt werden zu lassen, damit sie nirgend, als dort, vor Anker gehen können, um sich mit den nöthigen Erfrischungen zu versehn.

In der Gegend dieser Bai traf ich auch einen aus Hütten bestehenden Hottentotten-Kraal an, der fünf und zwanzig Personen enthielt. Das Wort Kraal bedeutet nämlich ein Dorf, oder eine Anzahl von Hütten, worin mehre Hottentotten-Familien zusammenleben. Hier hatte ich nun zum ersten Mahle Gelegenheit, die Eigenthümlichkeiten dieses in Europa so verschrienen Volks in seinen stillen Hütten zu beobachten, und meine Begriffe davon zu berichtigen. Ich stelle mir vor, daß es den Lesern dieser Blätter nicht unangenehm sein werde, einen Theil der Bemerkungen, die ich selbst, sowol hier, als auch im Verfolge meiner Reise, und zwei andere glaubwürdige Reisende — Sparrmann und Menzel — darüber machten, an diesem Orte zusammengestellt zu finden. Ich widme ihnen daher, bevor ich in

*) Jetzt nicht mehr. Was Vaillant hier vorschlägt, und was vor ihm schon Sparrmann zum Theil angemerkt hatte, ist seit einiger Zeit wirklich ausgeführt. Der Statthalter Plettenberg, dessen Namen nunmehr auch die Bai führt, hat bei einer Reise hieher jene Vortheile erkannt, die Schifffahrt und den Holzhandel zwischen hier und dem Kap eröffnet, und die Gegend dadurch wirklich zu Dem gemacht, was Vaillant glaubte, daß daraus gemacht werden könnte.

Der Herausgeber.

meiner Reisegeschichte fortfahre, die folgenden Abschnitte.

10.

Beschreibung der Hottentotten; nach ihrer Gestalt, Kleidung, Erziehung und Lebensart.

Dem Wuchse nach sind die Hottentotten im Durchschnitte beinahe so groß, wie die meisten Europäer; doch sind große Leute viel seltener unter ihnen. Ihr Gliederbau ist verhältnißmäßig, jeder ihrer Muskeln prall und wohl geründet. Als etwas Eigenthümliches bei ihnen muß ich hinzufügen, daß sie durchgängig kleine Hände und kleine Füße haben, welches unsere Schönheitskenner ihnen wol nicht zur Häßlichkeit werden anrechnen wollen. Der obere Theil der Nase ist bei ihnen von Natur sehr platt, wodurch der Abstand des einen Auges von dem andern größer als bei den Europäern zu sein scheint; den untern Theil der Nase oder den Knorpel drücken sie bei jungen Kindern selbst ein.

Die natürliche Farbe ihrer Haut, die man aber, weil sie sich einschmieren, selten zu sehn bekommt, ist gelbbraun, wie die der Gelbsüchtigen; zwei Reihen der schönsten Zähne, weißer und glänzender als Elfenbein, zieren ihren Mund, und ihre Lippen sind minder aufgeworfen, als die der Schwarzen. Ihre ganze übrige Gesichtsbildung, ihre Mienen, Geberden und Bewegungen verrathen Gesundheit, Sorglosigkeit, Gutmüthigkeit, Munterkeit und Geschmeidigkeit. Ihr Haupthaar ist zwar straff, aber von Natur so gekräuselt, daß es schwarzer Wolle gleicht. Am Kinne der Männer bemerkt man selten einige unbedeutende Spuren eines wollichten Barts. — Man sehe das Titelkupfer.

Die Begierde, sich durch Putz zu verschönern, ist allen Menschenarten, sogar den allerrohesten und armseligsten eigen; also auch den Hottentotten. Jedes Volk aber hat hierin seinen eigenen Geschmack, den andere Völker gemeiniglich entweder lächerlich, oder gar abscheulich finden. Der der Hottentotten ist in unsern Augen dies im höchsten Grade; in den ihrigen ist es der unsrige vermuthlich nicht weniger.

Die beiden Hauptmittel z. B., wodurch sie sich zierlich und angenehm zu machen suchen, sind — Kuhmist und Fett. Jener vertritt bei ihnen die Stelle der Seife *), womit sie den Staub und jede andere Unreinigkeit des Körpers dadurch wegzuräumen wissen, daß sie sich damit beschmieren, und ihn dann so lange sitzen lassen, bis er trocken wird und abfällt. Ist dieses geschehen, so reiben sie in die dadurch gereinigte Haut Fett von Thieren oder auch Butter ein, und bestreuen sie hienächst mit Ruß, oder mit einer zu Pulver geriebenen Pflanze, Buchu genannt. Hiedurch wird ihre natürliche Farbe ganz unkenntlich, und sie erscheinen schwärzlicher, als sie sind. Selbst die hiesigen Pflanzer haben sich an den Anblick dieser häßlichen Hautkruste so gewöhnt, daß sie einen abgewaschenen Hottentotten unleidlich finden. Er kommt ihnen nackter als sonst, oder wie ein Paar ungeputzte Schuhe vor, welche Nachlässigkeit und Mangel an Reinlichkeit verrathen. So sehr gewöhnt sich nach und nach das menschliche Auge an Alles, was ihm anfangs unausstehlich schien!

---

*) Da indeß die Hottentotten zu den besten Schwimmern in der Welt gehören, so kann man schon daraus schließen, daß sie die Reinigung ihres Körpers durch Wasser gleichfalls nicht versäumen müssen.

Das Einschmieren der Haut mit den genannten Dingen scheint nicht den Putz allein zum Zwecke zu haben, sondern auch zum Schutze der Haut gegen die ausdörrenden, heftigen Winde und gegen die Sonnenglut zu dienen. Die Glieder werden dadurch geschmeidig erhalten; es schützt sie vielleicht auch vor Ungeziefer, und sie scheinen es jedesmahl mit einem besondern Wohlbehagen zu verrichten. Daher sind sie denn auch, sobald sie den geringsten Abgang daran bemerken, gleich darüber her, ihn zu ersetzen. Das Buchupulver scheinen sie seines starken, etwas stinkenden Geruchs wegen zu lieben.

Das Haupthaar schmieren sie gleichfalls mit Fett ein und bepudern es mit dem ebengenannten Buchupulver. Es gleicht alsdann einem alten, abgetragenen Schafpelze, an welchem die Wolle in Klunkern zusammengebacken ist. Sie pflegen messingene Knöpfe, kleine messingene Blechstückchen und Muscheln darin zu tragen. Einige sind auch mit Ohrengehängen von Muscheln und Schneckenhäusern geziert. Halsbänder von ebendergleichen Zierrathen, auch wol von Glaskorallen, oder von durchlöcherten, messingenen Kügelchen, welche Perlen vorstellen, tragen fast alle Weiber. Am Halse hängt ein Tabaksbeutel, aus einem Stücke Schafbocksfell gemacht, welches sie dadurch zu gerben wissen, daß sie es erst in Kuhmist legen, und, wenn dieser darauf trocken geworden, es abreiben und mit Fett einschmieren, wodurch es denn ziemlich geschmeidig zu werden pflegt.

Auf eben diese Weise bereiten sie ihre eigentliche Bekleidung, Kroß genannt. Diese besteht in einem, aus zwei Schaffellen zusammengesetzten Umwurf, der ihnen von den Schultern, den Rücken hinab, bis an die Wade hängt, und den sie nur bei Regenwetter oder kalter Wit-

terung vorn zusammen zu nehmen und sich darein zu hüllen pflegen. Die rauhe Seite wird, je nachdem die Jahrszeit ist, bald inwendig bald auswendig getragen. Derjenige Pelzmantel, den die Weiber tragen, unterscheidet sich von dem der Männer nur durch einen hinten am Halse angebrachten Kragen, der einen Beutel bildet, dessen rauhe Seite nach inwendig gekehrt ist. In diesem schleppen sie ihre kleinen Kinder, und reichen ihnen von Zeit zu Zeit die Brust über die Schulter zu, oder auch unter dem Arme durch.

Der Unterleib ist bei beiden Geschlechtern mit einem Riemen umgürtet, an welchem kleine Bedeckungen oder Schürzen, entweder vom Felle des Afrikanischen Fuchses, Schackal genannt, oder von Schafsfell herabhangen. Auch diese Riemen sind mit Glaskorallen, kleinen Muscheln, oder auch wol bei Einigen mit breitgeschlagenem Drathe von Zinn und Kupfer besetzt. Bei den Weibern sieht man solcher Bedeckungen gewöhnlich zwei, auch wol drei über einander hangen. Um die Arme tragen die Männer dreierlei Arten von Ringen, nämlich lederne, kupferne und elfenbeinerne; die Weiber hingegen tragen nur Ringe von Leder, und zwar gewöhnlich nicht am Arme, sondern an den Beinen, die sie oft vom Fuße bis ans Knie dergestalt damit bedeckt haben, daß sie beinahe Stiefel zu tragen scheinen. Den Mädchen wird dieser Beischmuck dann erst verwilliget, wenn sie völlig erwachsen sind. Diese ledernen Ringe haben die unwahre Sage veranlaßt, daß die Hottentotten Därme von Thieren um die Beine wickelten, um im Nothfalle davon essen zu können.

Die Schuhe der Hottentotten, deren sich aber nur Wenige von ihnen bedienen, bestehen in einem Stücke von einer dicken Thierhaut, z. B. von Büffelfell, mit Bind-

löchern versehn, und mit Riemen befestiget. Sie sind leicht, sitzen sehr bequem, und dauern lange. Die Holländischen Bauern am Kap bedienen sich ihrer gleichfalls, und sie verdienten auch in andern Ländern von dem Landvolke angenommen zu werden.

Die Männer unter denjenigen Hottentotten, welche mit den Pflanzern Verkehr haben, tragen Hüte, und zwar entweder ganz niedergeklappt, oder nur an einer Seite aufgeschlagen; andere gehen ohne Kopfbedeckung, und nur bei einigen Wenigen fand ich eine Art Mütze von Leder. Die Weiber gehen ebenfalls häufig mit bloßem Kopfe. Setzen sie etwas auf, so ist es eine kurze Mütze von kegelförmiger Gestalt, die gewöhnlich aus einem Thiermagen verfertiget und mit Fett und Ruß geschwärzt ist. Auf derselben tragen sie oft noch eine Art von Kranz oder Krone von Büffelhaut, mit auswärts stehenden Haaren. Die Krone ist mit kleinen, dicht an einander gereihten Schneckenhäusern sehr artig besetzt. Man kann sich, ohne es selbst gesehen zu haben, kaum vorstellen, wie niedlich dieser Kopfputz den Hottentottischen Damen steht.

Um die Lebensart und die Sitten dieses Volks zu beschreiben, wollen wir mit der Kindheit anfangen.

Sobald ein Kind zur Welt geboren ist, wird es über und über mit frischem Kuhmist beschmiert, und so entweder in die Sonne, oder in einen Winkel der Hütte, auf ein Stück Schaffell gelegt. Hier bleibt es so lange liegen, bis der Kuhmist trocken geworden ist und dann von selbst wieder abfällt. Dies vertritt bei ihnen die Stelle des ersten Bades.

Ist dies geschehen, so sorgen die gegenwärtigen Weiber zunächst für die künftige Schönheit des Kindes, das heißt, sie drücken ihm den Nasenknorpel ein, damit es

ja keine hervorragende Nase bekomme, die, nach ihrem Geschmacke, etwas sehr Häßliches ist. Dann wird es mit dem Safte eines Gewächses beschmiert, welches Hottentottsfeige genannt wird, ungeachtet es ganz und gar nichts Feigenartiges hat. Ist dieser Saft an der Sonne oder am Feuer eingetrocknet, so geht das Einschmieren mit Schaffett oder Butter an, welches man mehrmals wiederholt, und dann Buchupulver einstreut. Hiedurch entsteht eine Rinde um den ganzen Körper, die, ihrer Meinung nach, der Gesundheit des Kindes überaus zuträglich sein soll.

Nun wird zu Freudenbezeigungen geschritten. Man schlachtet einige Stück Vieh, und ladet den ganzen Kraal, Männer, Weiber und Kinder zum Schmause ein. Die Kindbetterinn erhält von dem Eingeschlachteten das Fett, um sich selbst und ihr Kind damit einzubalsamen. Sie sehen übrigens lieber, daß ihnen Knaben, als Mädchen geboren werden. Von den letzten, besonders wenn zwei auf einmahl zur Welt kamen, sollen sie ehemahls wol zuweilen eines getödtet haben, vermuthlich, weil sie besorgten, nicht Beide zugleich ernähren und aufziehen zu können; heutiges Tages aber machen sie sich dieser Grausamkeit nicht mehr schuldig. Alles, was sie sich noch jetzt zuweilen, aber nur in dem Falle, wenn die Wöchnerinn stirbt, erlauben, besteht darin, daß sie das neugeborne Kind, etwa an einen Baum, in ein Fell gewickelt, hängen, oder es in der Nachbarschaft kristlicher Landbewohner so hinlegen, daß es nothwendig gefunden werden muß. Dergleichen Kinder müssen dann, nach den Gesetzen der Ostindischen Gesellschaft, Denen, die sie aufgenommen und erzogen haben, bis zum fünf und zwanzigsten Jahre dienen. Nachher sind sie frei, aber gewöhnlich bleiben sie, als Dienst-

leute, bei Denen, welche bis dahin ihre Verpfleger waren.

Entweder die Mutter, oder der Vater gibt dem neugebornen Kinde, ohne alle Feierlichkeit, den Namen, den es haben soll. Gewöhnlich ist derselbe von irgend einem Thiere entlehnt; daher die Namen: Löwe, Elephant, Rehbock, Tiger u. s. w. bei ihnen die gewöhnlichsten sind. Unsere Deutschen Voreltern scheinen den nämlichen Gebrauch gehabt zu haben; daher vielleicht die Familiennamen: Bär, Wolf, Fuchs, Bock u. s. w.

Der Mutter liegt die Erziehung des Kindes fast ganz ob. Sie trägt dasselbe, bis zur Zeit des Laufenlernens, unabläßig in dem an ihrem Kroß befindlichen Beutel auf dem Rücken, verrichtet dabei ihre Geschäfte, reicht dem Kinde von Zeit zu Zeit die lange Brust über die Schulter oder unterm Arme durch, und stellt sich dabei, ihren Tabak oder Dacha (wilden Hanf) rauchend, gegen den Wind, damit der Rauch dem Kinde zugeweht werde, um es bei Zeiten daran zu gewöhnen. Die Kinder fangen denn auch bald an, ihre Freude daran zu haben. Sie drücken zwar anfangs die Augen dabei zu, öffnen sie aber wieder, so oft der stärkste Rauch vorüber ist, und geben dann wol ihr Vergnügen durch Lächeln zu erkennen. Gemeiniglich entwöhnt man die Kinder nach einem halben Jahre, und dann bekommen sie von Zeit zu Zeit die alte, schmierige Tabakspfeife zum Spielen in die Hand, welche sie dann, wie Kinder zu thun pflegen, nach dem Munde führen, und sich so an den Geschmack und Geruch des Tabaks von frühester Kindheit an gewöhnen. Daher kommt es denn auch, daß die Hottentotten, Männer und Weiber durch die Bank, die stärksten Raucher sind, und daß die Befriedigung dieser Leidenschaft den vorzüglichsten Theil ihrer Glückseligkeit ausmacht.

Wenn ein Kind alt genug ist, um sich auf den Beinen halten zu können, so setzt man es vor der Hütte auf die Erde nieder, wo es dann nach Gefallen umherkriecht und seine Glieder gebrauchen lernt. Diese einfache und natürliche Art, Kinder gehen zu lehren, ist unsern schädlichen Gängelbändern und Laufwagen weit vorzuziehen. Auch habe ich weder in Afrika, noch in Amerika, unter allen Wilden, die von jener natürlichen Art Gebrauch machen, jemahls einen Hinkenden oder Buckligen gefunden. Um diese zu sehen, muß man nach Europa reisen.

Bis zum achtzehnten Jahre sind die Kinder, Knaben und Mädchen, von ihrer Mutter unzertrennlich. Sie sind ihr immer zur Seite, und laufen mit, wohin sie auch gehen mag und so viel ihrer sind. Erst in dem Alter von achtzehn Jahren werden die Söhne von der Kindheit losgezählt und den Männern beigesellt.

Mit den Verheirathungen geht es folgendermaßen zu. Die Aeltern und Verwandten des Jünglings, welcher heirathen will, gehen mit ihm nach dem Vater desjenigen Mädchens, welches er sich ausersehen hat. Der junge Mensch reicht Tabak und wilden Hanf — Dacha genannt — herum; man schmaucht eine Zeit lang tapfer darauf los, und redet dabei von gleichgültigen Dingen. Dann trägt der Vater des Jünglings, oder ein Anderer an seiner Statt, das Anliegen vor; und des Mädchens Vater oder nächster Verwandte verläßt hierauf die Gesellschaft, um, wie er sagt, erst mit seiner Frau darüber zu reden, kehrt aber bald mit einer entscheidenden Antwort zurück, die dann gemeiniglich bejahend ausfällt. Ist sie aber auch verneinend, so hat das weiter nichts zu bedeuten. Der Freier geht in diesem Falle mit seinen Anverwandten wieder heim, und die Sache ist in

Friede und Freundschaft für immer beendiget. Denn zum zweiten Mahl wird die Bewerbung nie wiederholt.

Wird nun aber von den Aeltern eingewilliget, und ist die Tochter etwa nicht damit zufrieden, so ist es des Freiers Sache, zu versuchen, ob er sie für sich gewinnen könne. Gelingt ihm dies, so ist es gut; gelingt es ihm nicht, so muß er abstehen. Zwang zu gebrauchen fällt den Aeltern niemahls ein.

Die ekelhafte Trauungsfeierlichkeit, welche nach Kolben, der sie seinen Lesern zuerst aufband, auch glaubwürdigere Schriftsteller *), aber nur als eine Sache, die sie von Pflanzern hörten, nie selbst sahen, nacherzählt haben, ist eine eben so große als abgeschmackte Erdichtung.

Die, bei der Verheirathung der Hottentotten gebräuchlichen Förmlichkeiten schränken sich bloß auf das gegenseitige Versprechen ein, so lange mit einander leben zu wollen, als sie sich einander anstehen würden. Ist dieses Versprechen abgelegt, so sind die beiden jungen Leute von Stund an Mann und Weib. Man schlachtet etliche Stück Vieh, welche verschmauset werden; die jungen Leute bauen sich ihre eigene Hütte, und die Alten geben ihnen, nach Maßgabe ihres Vermögens, zum Anfang ihrer Hauswirthschaft einige Schafe und Ochsen mit. So einfach diese eheliche Verbindungsart auch ist, so dauerhaft pflegt sie gleichwol zu sein. Die Verehelichten können zwar, so bald sie wollen, wieder von einander gehen; allein die Beispiele solcher Trennungen sind äußerst selten.

Die Vielweiberi ist bei ihnen weder verboten, noch

*) Sogar auch Sparrmann und Menzel.

gewöhnlich. Jeder nimmt, nach Gefallen, so viele Weiber als er will; in der Regel aber begnügen sie sich mit einer einzigen Frau.

Die Nahrung der Hottentotten ist eben so einfach und natürlich, als ihre ganze übrige Lebensart, aber auch unserm Geschmacke eben so wenig gemäß. Ihr Getränk nämlich besteht in Milch oder Wasser, oder auch in einer Mischung von beiden. Die Milch verwahren sie in einem aus irgend einem Thierfelle gemachten Schlauche, an welchem die rauhe Seite inwendig ist. In einigen Gegenden wissen die Hottentottinnen zu diesem Behuf auch Körbe zu flechten, die so dicht sind, daß kein Tropfen durchrinnen kann. In diese gießen sie nun die jedesmahl frisch gemolkene Milch zu der alten, damit sie, wie diese, sogleich sauer werden möge. Saure Milch halten sie nämlich nicht bloß für wohlschmeckender, sondern auch für gesunder, als die süße. Wenn sie zuweilen Butter machen, welches so geschieht, daß der Rahm in einen länglichen Schlauch von Thierfellen gethan, dieser hierauf von zwei Personen an beiden Enden angefaßt und so lange hin und her bewegt wird, bis das Fette sich absondert und gerinnt, so thun sie es mehr, um sich damit einzuschmieren, als sie zu essen. Ihre gewöhnlichen Speisen, wofür die Weiber sorgen müssen, bestehen in Wurzeln, Kräutern und wilden Früchten, woran Afrika in seinen fruchtbaren Gegenden ungemein ergiebig ist. Von dem Vieh ihrer Herden schlachten sie gewöhnlich nur bei feierlichen Gelegenheiten; sonst begnügen sie sich bloß, diejenigen zu verzehren, die eines natürlichen Todes sterben. Ist aber Jemand unter ihnen krank, so hauen sie wol einem Schafe den Schwanz für ihn ab, und geben ihm das Fett zum Einschmieren, das Uebrige zum Abnagen. Bekanntlich sind die Schwänze

der Afrikanischen Schafe, wie die der Astrakanischen, ungeheuer groß und fett.

Einer ihrer Hauptnahrungszweige ist die Jagd. Da sie diese, besonders wenn es auf ein großes Thier, einen Elephanten, ein Nasehorn, oder einen Büffel angesehen ist, nicht anders als mit vereinigten Kräften treiben können, so kommt auch die jedesmahlige Beute dem ganzen Kraal, d. i. der ganzen Dorfschaft oder zusammenlebenden Horde zu gut, und wird gemeinschaftlich verschmauset.

So lange der Hottentotte Vorrath hat, ißt er Tag und Nacht; doch kann er auch wieder unglaublich lange Hunger und Durst ertragen. Seine Hülfsmittel dagegen sind Schlaf und Tabak. Uebrigens ist ihm zum Essen und Trinken die Zeit ganz gleichgültig. Tag und Nacht machen hiebei keinen Unterschied. Er legt sich nieder zum Schlafen, wann er müde wird; erwacht er, so geht er zum Fleischtopfe; und ist sein Hunger gestillt, so raucht er wieder Tabak oder Dacha, bis er von neuen schläfrig wird. Die Frau muß unterdeß dafür sorgen, daß er, so oft es ihm einfällt, etwas zu Essen in Bereitschaft finde.

Haben sie ein großes Stück Wild, etwa eine Seekuh, erlegt, die nächst dem Elephanten das größte vierfüßige Thier ist, so schneiden sie alles Fleisch, was nicht sogleich verzehrt werden kann, in lange Streifen, und hängen es an die Sonne. Der Geruch davon, der einer Europäischen Nase Gestank zu sein dünket, ist ihnen überaus angenehm und lieblich.

Daß ihre Gefräßigkeit so weit gehe, alte Schuhe der Europäer zu verschlingen, gehört zu den fabelhaften Uebertreibungen. Es liegt indeß auch hier, wie bei den meisten Lügen, etwas Wahres zum Grunde, und das

ist dieses: bei gänzlichem Mangel an anderweitigen Lebensmitteln, greifen sie wol zuweilen zu ihren eigenen, aus ungegerbten Fellen geschnittenen Fußbekleidungen, klopfen sie zwischen zwei Steinen weich, rösten oder braten sie hierauf in glühender Asche, und verzehren sie dann mit eben der Eßgier, mit welcher sie Rinderfelle und Thierhäute überhaupt zu genießen gewohnt sind. Ihr vortreffliches Gebiß kommt ihnen dabei gut zu Statten.

11.

Fortsetzung. Von der Lebensart, den Eigenthümlichkeiten und Sitten der Hottentotten.

Die Wohnungen der Hottentotten sind Hütten, die, ihrer eirunden Form nach, unsern Backöfen gleichen. Das Gerippe derselben besteht aus langen, dünnen und biegsamen Stangen, von einem weidenartigen Baume genommen, die mit Riemen, aus rohem Rindsleder geschnitten, gebogen und an einander gebunden werden. Schaffelle und Matten, aus Binsen geflochten, machen die Bedeckung aus, die, wenn sie gut gemacht ist, gegen Wind und Regen ein vollkommen gutes Obdach gewährt. Die Thür, durch welche man hineinkriechen muß, ist ein, nur zwei bis drei Fuß hohes Loch an der Erde, welches zugleich die Stelle eines Fensters und des Schorsteins vertritt, weil für den Rauch kein anderer Ausgang offen gelassen ist.

Jede Familie hat ihre eigene Hütte. Die sämmtlichen Hütten aber, welche an einem Orte zusammenstehen und einen Kraal bilden, pflegen in eine zirkelrunde Lage gestellt zu werden. In den innern Raum dieses Zirkels treiben sie des Abends die Schafe, und lassen sie darin übernachten; das Rindvieh hingegen wird außerhalb der Hütten an niedrige, in die Erde geschlagene Pflöcke gebunden.

Da die Hottentotten ein Hirtenleben führen, so bleiben sie nicht immer an einem Orte, sondern ziehen mit ihren Herden aus einer Gegend in die andere. Bei einer solchen Veränderung ihres Aufenthalts werden die Hütten abgebrochen, und die Bestandtheile derselben, nebst ihren sonstigen Habseligkeiten, auf Tragochsen gepackt. Diese werden zu dem Dienste, den sie leisten sollen, folgendermaßen zugestutzt. Man bohrt ihnen, wenn sie noch jung sind, ein Loch durch die zwischen den beiden Naselöchern befindliche Scheidewand, und sorgt dafür, es immer offen zu erhalten. So oft nun das Thier bepackt werden soll, wird ihm ein Stock in dieses Loch gesteckt, der an dem einen Ende einen kleinen Widerhaken hat, damit er nicht herausfallen könne. Da dies dem Thiere Schmerzen macht, so sieht es sich gezwungen, still zu stehen, oder sich nach Gefallen des Führers zu bewegen, je nachdem dieser den Stock anhält, oder vorwärts bewegt.

Der Kunstfleiß der guten Hottentotten geht übrigens freilich nicht weit. Da sie, bei ihrem höchst einfachen und natürlichen Hirtenleben nur wenige Bedürfnisse kennen, so haben sie auch wenig Veranlassung und innern Trieb, auf Künste zu sinnen, welche mehr als die Befriedigung der ersten und dringendsten Anfoderungen der Natur zum Gegenstande haben. Ihre Geschicklichkeit geht daher selten weiter, als bis zur Verfertigung ihrer Matten aus Binsen, ihrer Töpfe aus Thon, ihrer Schläuche aus Thierhäuten zur Aufbewahrung der Milch, einer gewissen Art Körbe, die so fest geflochten sind, daß sie Flüssigkeiten halten können, und ihrer Waffen. Letztere sind das Werk der Männer; alles Uebrige müssen die Weiber verfertigen.

Die genannten Waffen bestehen 1. in einem Wurf-

spieße, Hassagai genannt, 2. in Bogen und Pfeilen, beide aus wildem Olivenholze gemacht; 3. in einem Köcher, der aus einem ausgehöhlten Aste eines holunderähnlichen Baums besteht; und 4. in einem Wurfstock, d. i. einem kurzen und dicken Knittel, womit sie sehr geschickt zu werfen wissen. Die Hassagai ist ihr bestes Gewehr. Die Spitze derselben, so wie die ihrer Pfeile, verfertigen sie entweder von Eisen, oder, in Ermangelung desselben, aus Knochen. Sehr häufig pflegen sie beide Werkzeuge, entweder mit Schlangengifte, oder mit dem Safte einer Pflanze, Euphorbia genannt, zu vergiften *), welche unter allen bekannten Gewächsen das allergiftigste sein soll. Das mit dergleichen Pfeilen erlegte Wild verzehren sie ohne Bedenken, und empfinden auch keine nachtheilige Folgen davon. Denn so schnell und untrüglich jenes Gift in einer Wunde wirkt, so unschädlich ist es, wenn es unter Speisen genossen wird.

Die Sprache der Hottentotten ist nicht bloß eine der ärmsten, sondern auch, was die Aussprache betrifft, eine der sonderbarsten und schwersten, die es vielleicht auf dem ganzen Erdboden giebt. Dies rührt daher, daß fast jedes Wort mit einem gewissen Schmatzen oder Schnalzen der Zunge ausgesprochen wird, welches demjenigen gleicht, womit wir in Europa die Pferde zu ermuntern pflegen. Bei vielsilbigen Wörtern wird dies Schnalzen mehr als einmahl, nämlich zu Anfang einer jeden Silbe wiederholt, welches nachzuahmen einem Europäer äußerst schwer fällt. Es giebt übrigens bei dieser, wie bei allen Sprachen, verschiedene Mundarten, die aber doch in so weit mit einander übereinkommen, daß alle Hottentotten, auch aus den entferntesten Landschaften, ein-

---

*) Patterson.

ander verstehen können. Des häufigen Schnalzens ungeachtet klingt diese Sprache, wenn man nur erst ein wenig daran gewöhnt ist, so übel eben nicht; denn der Hottentotte spricht sie mit eben so großer Leichtigkeit, als irgend eine andere Völkerschaft die ihrige.

Ihr Tonspiel und ihre Tänze werde ich da beschreiben, wo ich sie näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte.

Was Kolbe von den Religionsbegriffen dieses Volks gefabelt hat, ist, wie das Meiste seiner seltsamen Berichte, eine bloße Erdichtung. Weder ich, noch andere aufmerksame Reisende (wie z. B. Sparrmann und Menzel) haben auch nur eine Spur von Gotteslehre bei ihnen entdecken können. Daß sie daher auch keine Priester und keine äußere Religionsgebräuche haben, folgt hieraus von selbst. Sie wissen durchaus nichts von einem Schöpfer und Beherrscher der Welt. Fragt man sie danach, so antworten sie: wir sind dumm, und haben nichts davon gehört, können auch nichts davon verstehen; und hiemit beugen sie gewöhnlich einer längern Unterredung darüber, die ihnen nur lästig fällt, aus.

So wie aber der Aberglaube überall leichter fortkommt und besser gedeiht, als die wahre Erkenntniß, so soll er auch bei diesem Volke, welches keine Religion hat, Eingang gefunden und Wurzel geschlagen haben. Ich sage, er *soll*; denn mir selbst ist, während meines langen Aufenthalts unter den Hottentotten, nie auch nur ein einziges Beispiel davon vorgekommen. Sparrmann erzählt indeß Folgendes:

»Da die Hottentotten an Zauberei glauben, so scheinen sie auch das Dasein eines mächtigen bösen Wesens anzunehmen, das sie aber keineswegs anbeten oder göttlich verehren. Es scheint bloß, daß sie ihm Alles, was in ihren Augen etwas Böses ist, zuschreiben, wozu vor-

nehmlich Regen, Kälte, Blitz und Donner gehören. Vergeblich versucht man es, ihnen zu zeigen, daß alle Gewächse, von welchen sie sowol als die Thiere auf eine oder die andere Art ihre Nahrung haben, ohne Regen verdorren würden; sie bleiben dennoch dabei, daß es etwas Böses sei, und daß es gut wäre, wenn es niemahls regnete.«

»Es finden sich denn auch hier, wie überall, Betrüger, die aus der Dummheit der Einfältigen Vortheil zu ziehen wissen, und sich für Zauberer ausgeben. Von diesen glaubt man, daß sie durch Hexerei Donnerwetter und Regen verursachen und stillen, Krankheiten erregen und Krankheiten wegzaubern können. Gelingt ihre Gaukelei nicht, so haben sie die Entschuldigung bei der Hand, daß andere mächtigere oder besser bezahlte Zauberer ihnen durch Gegenhexerei unüberwindliche Hindernisse in den Weg gelegt hätten. Zu dem Gaukelspiele, welches sie mit Kranken vornehmen, gehört folgendes: sie lassen den Leidenden sich auf den Bauch legen, setzen sich ihm dann auf den Rücken, und kneipen, stoßen und puffen ihn so lange, bis sie endlich, durch eine Art von Taschenspielerkunst, einen kleinern oder größern Knochen vorzeigen, der, wie sie sagen, ihm eingehext worden, und den sie nun aus der Nase, dem Ohre oder irgend einem andern Theile des Körpers herausgezogen haben wollen. Zuweilen fügt es sich denn auch wol, daß das Stoßen und Rütteln dem Kranken Linderung verschafft; geschieht dieses aber nicht, und stirbt er, so bedauert man, daß er so sehr bezaubert gewesen sei, und daß man ihm schlechterdings nicht habe helfen können.«

Was die bisher so sehr verkannte Gemüthsart der guten Hottentotten betrifft, so halte ich für besser, meine Leser in dem Verfolge dieser Geschichte durch Thatsa-

chen damit bekannt zu machen, als hier eine wörtliche Schilderung davon anzustellen. Man muß hiebei aber mehrerlei Arten von Hottentotten wohl unterscheiden.

Die erste und verderbteste Art sind diejenigen, die als Sklaven oder Knechte unter den Pflanzern leben. Diese haben gewöhnlich die Volkstugenden ihres Stammes abgelegt, und dagegen die Laster ihrer Herren, nebst allen den sittlichen Verschlimmerungen angenommen, welche von dem Zustande der Sklaverei unzertrennlich sind.

Die zweite Art ist die eigentliche Völkerschaft der Hottentotten selbst, die ein freies, höchstnatürliches, genügsames und ruhiges Hirtenleben führen. Diese sollen meine Leser in der Folge näher kennen, und, wie ich zum voraus versichert bin, schätzen und lieben lernen.

Die dritte Art ist die vermischte, die man am Kap unter dem allgemeinen Namen Basters, d. i. Bastarde oder Blendlinge von Hottentotten begreift, die aus einer Verbindung weißer Männer mit Hottentottischen Weibern, oder dieser mit Schwarzen entstanden sind. Der letzte Fall ist indeß der seltenste; denn die Hottentottinnen verachten die Schwarzen, und zwar deßwegen, weil sie sich, wie Vieh, verkaufen lassen. Der erste Fall ist desto häufiger, und die daraus entstehenden Blendlinge vermehren sich mit jedem Jahre. Sie sind freie Leute, wie die Hottentotten, dünken sich aber besser wie sie zu sein, ungeachtet man sie am Kap durchgängig verachtet, und sie gewöhnlich nicht einmahl taufen läßt. Die Gemüthsart dieser Leute nähert sich im Guten, aber auch noch mehr im Bösen, der Europäischen; sie haben durchaus mehr Muth und Kraft, als die Hottentotten, sie scheuen die Arbeit weniger, sind aber auch aufbrausender, rachsüchtiger und bösartiger. Es ist eben nicht selten, daß ein Baster seinen Herrn

umbringt, und bei Verräthereien, die täglich dort entdeckt werden, sind gewöhnlich die Basters eher, als die Schwarzen, darin verwickelt; dahingegen die eigentlichen Hottentotten viel zu gelassen, geduldig und unthätig sind, um irgend ein grausames Unternehmen auszuführen. Selbst die übelste Begegnung, die diese von den Pflanzern erfahren, kann sie nicht auf rachsüchtige Gedanken bringen; daher denn auch dieselben, wenn sie bloß Hottentotten in ihrem Dienste haben, ruhig schlafen, und gewiß sein können, bei der geringsten Gefahr von ihren Leuten benachrichtiget zu werden.

Die aus der Verbindung einer Hottentottinn mit einem Schwarzen entstandenen Blendlinge sind jenen bei weiten vorzuziehen. Ihre körperliche Gestalt ist ungleich schöner, ihre Gemüthsart besser. Sie sind arbeitsam und thätig, ohne zum Aufruhr geneigt zu sein, und sie werden, sowol um dieser Eigenschaft willen, als auch weil sie von erprobter Treue zu sein pflegen, am meisten geschätzt.

„Die vierte Gattung der Hottentotten hat den Namen Buschmänner bekommen, und das aus der Ursache, weil sie ihren Aufenthalt in buschigen und gebirgigen Gegenden haben. Sie sind geschworne Feinde des Hirtenlebens; aber desto größere Freunde vom Jagen und Rauben. Die Waffen dieser Buschhottentotten bestehen in vergifteten Pfeilen, die sie mit kleinen Bogen ein paar hundert Schritte weit schießen können, und ihr Ziel meistentheils zu treffen wissen. Die Wirkung des Gifts, dessen sie sich dazu bedienen, ist so schnell und so stark, daß das größte wilde Thier, welches von einem solchen Pfeile getroffen wird, nach einigen Minuten allemahl todt da liegt.“

„Die Wohnungen dieser Feinde des Hirtenlebens sind meistentheils eben so unfreundlich, als ihre Sitten. Bü-

sche und Klüfte sind ihre Häuser, und sie sollen darin oft unreinlicher als manche Thiere sein, so daß man dicht bei ihren Schlafstellen Unrath gefunden hat.«

»Viele von ihnen gehen ganz nackt; Diejenigen, welche ein größeres oder kleineres Fell bekommen können, hängen es über die Schultern, und tragen es so lange, bis es in Lappen wieder abfällt.«

»Des Ackerbaues eben so unkundig, als die Affen, müssen sie, eben wie diese, über Ebenen und Gebirge nach gewissen wilden Wurzeln, Beeren und Gewächsen umherstreifen, die sie roh essen, um ihr Leben kümmerlich zu erhalten. Bisweilen kommen auf ihren Tisch auch andere Gerichte, wohin ich die mancherlei Arten Gewürme und Larven, aus welchen die Zweifalter entstehen, wie auch eine Art weißer Ameisen, Holzwürmer, Heuschrecken, Schlangen, und einige Gattungen Spinnen rechne. Bei aller dieser Mannichfaltigkeit an Gerichten leidet der Buschmann dennoch oft Mangel und Hunger, bis er ganz mager und abgezehrt ist. Ich erschrak einst, als ich einen erst eben gefangenen jungen Kerl von diesem Volke sah, dessen Gesicht, Arme, Beine und Leib so ungestalt dünne und zusammengefallen waren, daß ich glaubte, er sei von den damahls herrschenden Fiebern, oder einer andern Krankheit so dürr und elend geworden. Es bedarf indeß nur einer Zeit von wenigen Wochen, um diese abgezehrten Gebeine mit starkem Fleisch und Fett zu bekleiden; denn der Magen eines Buschmanns ist so abgehärtet, daß er auch den Ueberfluß recht gut verdaut. Er schlingt dabei mehr, als daß er isset.«

»Die Art und Weise, diese Menschen, wie Wild, zu fangen, um sie zu Sklaven zu machen, ist nicht schwer. Einige Bauern, die Dienstvolk bedürfen, vereinigen sich,

und reisen nach den von Buschhottentotten bewohnten Gegenden. Hierauf spüren sie theils selbst, theils durch ihre Miethhottentotten, oder durch solche, die sie ehemahls jung gefangen und aufgezogen haben, und auf deren Treue sie sich verlassen können, aus, wo die Buschmänner ihren Aufenthalt haben. Dies wird man am leichtesten durch den Rauch ihrer Feuer gewahr. Hier trifft man sie nun gewöhnlich in Gesellschaften oder Horden von zehn, funfzig, bis hundert an, Männer und Weiber, Alte und Junge durch einander. Der Haufe sei nun aber auch so groß, als er will, so tragen doch sieben oder acht Männer kein Bedenken, ihn, und zwar zur Nachtzeit, anzugreifen. In dieser Absicht umgiebt man den Kraal oder das Lager der Buschmänner, und beginnt den Angriff mit einigen Büchsenschüssen. Dies verbreitet sofort ein solches Schrecken über den ganzen Haufen, daß nur die Dreistesten und Schlauesten von ihnen durchbrechen, und wegzuschleichen wagen. Und diese läßt man gern entwischen, weil der Fang der Uebrigen dadurch um so leichter wird. Hat man diese nun ergriffen, so behandelt man sie anfangs glimpflich, das heißt, man verbindet mit Drohungen die schönsten Versprechungen, schießt köstliches Wildbret, Büffel, Seekühe und dergleichen für sie, läßt sie davon schmausen, und theilt — was für Hottentotten allemahl die stärkste Lockspeise ist — Tabak unter sie aus. Hiedurch bezaubert; folgen sie ihren Räubern gemeiniglich mit vieler Munterkeit nach den Wohnungen derselben. Der Auftritt verwandelt sich; statt der Fleischspeisen werden sie nunmehr mit Buttermilch, Grütze und Mehlbrei gefüttert, der freundliche Zuspruch ihrer Herren verändert sich in unaufhörliches Knurren und Schelten, und Schimpfworte und Schläge sind von nun an die ge-

wöhnlichen Liebkosungen, welchen diese Elenden ausgesetzt sind. Nichts desto weniger werden sie, durch die bessere und reichlichere Nahrung, in kurzer Zeit fett dabei; aber zur Unthätigkeit gewöhnt, durch das Fettwerden noch träger gemacht, und ein unstetes, abwechselndes und unabhängiges Leben über Alles schätzend, empfinden sie den Verlust ihrer Freiheit bald so tief, daß sie jedes Mittel versuchen, dieselbe wieder zu erlangen. Gelingt es ihnen, zu entwischen, so pflegen sie nie etwas Anderes, als was ihr Eigenthum ist, mitzunehmen. Zu Gewaltthätigkeiten und zur Rache sind sie eben so wenig, als die übrigen Hottentotten geneigt.«

»Der Fang dieser armen Menschen wird von Manchen wie eine Lustpartie angesehen, ungeachtet man dabei mit unmenschlichen Händen die heiligen Bande zerreißt, welche die Natur zwischen Ehegatten, Aeltern und Kindern geknüpft hat. So ist es z. B. nicht genug, ein unglückliches Weib von ihrem Manne getrennt und weggeschleppt zu haben; man sucht nun auch, während ihres Sklavendienstes, ihre mitgeraubten Kinder von ihr entfernt zu halten, weil man aus Erfahrung weiß, daß die Hottentottischen Weiber nicht leicht entlaufen, wenn sie ihre Kinder im Stiche lassen müßten. Einige Mütter setzen sich zwar, wenn sie Hoffnung haben, ihre Kinder zu retten, endlich in Freiheit, und halten sich dann verborgen in der Nachbarschaft auf, um die Gelegenheit, ihrer Kinder habhaft zu werden, abzuwarten, — denn welcher Schmerz für eine Mutter, die zum süßen Genusse der Freiheit geboren und derselben gewohnt ist, und nun eben das schwere Joch der Sklaverei abgeworfen hat, zu denken, daß Die, in welchen ihr Blut fließt, nur für die unerträgliche Dienstbarkeit auferzogen werden und leben sollen! — aber ach, die ar-

men Mütter! indeß sie, von diesem Gedanken gefoltert, umherschweifen, und sich weniger vor den wilden Thieren, als vor den Pflanzern fürchten, werden sie zuletzt jenen oder diesen zum Raube, oder gar vom Hunger aufgerieben. Denn gleich nach ihrer Entweichung läßt man ihnen bei den Flüssen, da, wo man vermuthen kann, daß sie werden durchschwimmen wollen, auflauern, und so werden sie oft wiedergefangen. Entkommen sie aber ihren Verfolgern, so kann es sich leicht zutragen, daß sie von andern Bauern aufgeschnappt, und von neuen zu Sklaven gemacht werden *).«

Wie wird dir, junger Leser, wenn du hörst, daß Menschen so mit Menschen verfahren dürfen; daß jene Menschen Kristen sind, und daß sie ihre grausamen Ungerechtigkeiten gegen die ursprünglichen Herren dieses Landes unter den Augen einer Regierung verüben dürfen, welche gleichfalls für eine kristliche gehalten sein will? Mir fällt bei diesem Gedanken, der meine ganze Seele empört, die Feder aus der Hand.

12.

Reise von der Muschelbai bis zu Pompoen-Kraal im Hutinqualande.

Von der Muschelbai setzte ich meine Reise, in der bisherigen nordöstlichen Richtung, nach dem letzten Holländischen Posten fort, den wir am dritten Tage denn auch glücklich erreichten. Unser Weg dahin ging über einen ziemlich steilen Berg, der aber, nachdem wir ihn erstiegen hatten, uns mit einer Aussicht lohnte, die unter die anmuthigsten gehört, welche sich meinen Augen

---

*) Sparrmann.

jemahls dargeboten haben. Wir übersahen nämlich von ihm herab eins der schönsten Länder des Erdbodens; gegen Westen, in weiter Entfernung, eine waldreiche Bergkette, die unsern Gesichtskreis beschränkte; gegen Norden und Osten ein unermeßliches Thal, vom Weltmeere begrenzt und mit den anmuthigsten Hügeln besäet, zwischen welchen die fruchtbarsten Weiden, gleich einem beblümten Teppich, ausgebreitet lagen. Diese schöne Landschaft heißt das Land der Hutinqua's, ein Name, der in der Sprache der Hottentotten einen mit Honig beladenen Mann bedeutet. Wirklich kann man hier keinen Schritt thun, ohne auf Bienenschwärme zu stoßen. Die erstaunliche Mannichfaltigkeit von Blumen, womit der Boden bedeckt ist, die lieblichen Wohlgerüche, welche sie verbreiten, die reine und erquickende Luft, die man hier einathmet—das Alles vereiniget sich, um dieses schöne Land zu einem wahren Wonnegarten zu machen.

Meine Leute wünschten, daß ich in dieser reizenden Gegend eine Zeit lang verweilen möchte; ich selbst empfand nicht wenig Versuchung dazu; allein ich besorgte, es möchte mir gehen, wie dem Hannibal zu Kapua *), und ließ wieder aufbrechen.

Nachdem wir noch über verschiedene kleine Flüsse gegangen waren, erreichten wir endlich die letzte Grenze der Holländischen Besitzungen.

Der Anführer des hier angelegten Grenzpostens, Hr. Mulder, der einen Unteroffizier und etwa funfzehn Soldaten unter sich hat, kam mir entgegen, und empfing mich mit vieler Freundschaft. Ich war ihm vom Kap aus ganz besonders empfohlen, und sein überaus gefälli-

*) Wo sein Heer durch die Annehmlichkeiten der Gegend zur Schwelgerei und zur Weichlichkeit verwöhnt wurde.

ges Wesen bewog mich, meiner bisherigen Gewohnheit zuwider, seine dringende Einladung, mich ein paar Tage lang bei ihm aufzuhalten, anzunehmen.

Das ganze Land der Hutinqua's, von der westlichen Bergkette an bis ans Meer, ist von zerstreut wohnenden Pflanzern bevölkert, welche Viehzucht treiben, Butter machen, Honig sammeln und Holz hauen, um dies Alles nach dem Kap zu bringen. Ich konnte nicht ohne Unwillen sehen, daß diese Leute, welche Holz in Ueberfluß haben, sich aus Trägheit nicht einmahl Häuser davon bauen. Sie wohnen in elenden Hütten, die sie mit Erde beworfen haben. Eine an vier Pflöcken befestigte Büffelhaut dient ihnen zum Bette, und die mit einer Matte behängte Oeffnung der Hütte vertritt zu gleicher Zeit die Stelle der Thür und eines Fensters. Etwas, das einen Tisch vorstellt, ein paar Stück Bretter zu Bänken gemacht, einer und der andere halb zerbrochene Stuhl, und ein elender Kasten, zwei Fuß ins Gevierte — das ist der ganze Hausrath, den man in diesen Höhlen antrifft. So groß ist hier der Abstich, den man zwischen der paradiesischen Anmuth des Landes und der Armseligkeit seiner Bewohner findet!

Faulheit scheint hievon die einzige Ursache zu sein. Denn so sehr die Wohnungen dieser Leute ein Bild der tiefsten Armuth darstellen, so überflüssig sind sie mit Lebensmitteln versorgt. Sie haben nicht nur Wildbret und Seefische die Hülle und die Fülle, sondern auch frisches Gemüse und Gartengewächs aller Art das ganze Jahr hindurch. Diesen großen Vortheil verdanken sie theils der Vortrefflichkeit des Bodens, theils den tausend kleinen Bächen, die das Land nach allen Richtungen durchkreuzen, es in allen Jahrszeiten nach Bedürfniß bewässern und es dadurch fruchtbar machen.

Meiner Gewohnheit nach durchstrich ich, während meines hiesigen Aufenthalts, das Land nach allen Seiten. In den Wäldern bemerkte ich Büffel- und Elephanten-Spuren; von den Thieren selbst aber bekam ich keins zu Gesicht. Auch manchen, mir ganz neuen Vogel gab es hier; Ursache genug für mich, meinen Aufenthalt in dieser Gegend zu verlängern. Da Hr. Mulder in Begriff stand, nach dem Kap zu reisen, so gab ich ihm meinen gesammelten Vorrath von Naturerzeugnissen, um sie in Sicherheit zu bringen, mit, und schlug mein Lager drei Deutsche Meilen von seiner Wohnung an dem Rande einer Waldung auf, wo ich eine für meine Zwecke sehr bequeme Stelle gefunden hatte.

Zelte und Hütten waren bald errichtet. Meine Küche fand unter einem alten dicken Baume Platz, der ihr zum Obdach diente; ein schöner klarer Bach rieselte nahe vorbei, und unser Vieh fand neben unserm Lagerplatze die herrlichste Weide, voll geruchreicher Kräuter.

Hier hatten wir denn auch, wie gewöhnlich, von Zeit zu Zeit Besuche von den umherwohnenden Pflanzern, welche uns Gemüse und Milch lieferten. Dergleichen Besuche kosteten mir zwar immer etwas Brantwein; aber da ich, aus Widerwillen gegen dies ungesunde Getränk, selbst niemahls mit trank, so beobachteten auch meine Gäste, aus Bescheidenheit, Maß und Ziel, und mein Verlust war erträglich.

Ich wußte, daß es in diesem Gehölze Turako's, eine bisher noch nie von mir gesehene Art von Vögeln gab, und ich war sehr begierig, mir einen davon zu verschaffen. Lange trachtete ich ihnen vergebens nach, ungeachtet ich ihnen oft auf der Spur war. Dieser Vogel setzt sich immer auf die Spitzen der höchsten Zweige, und man kann ihm daher mit der Flinte selten beikom-

men. Einst verfolgte ich Einen davon mit unermüdeter Begierde, indem er immer von Baum zu Baume, von Zweig zu Zweige hüpfte, und mich so über eine Stunde zum Besten hatte. Ich verlor am Ende die Geduld, und drückte mein Gewehr auf ihn ab, ungeachtet er weiter von mir entfernt war, als eine Flinte zu tragen pflegt; und siehe! ich hatte die unerwartete Freude, ihn fallen zu sehn.

Ich sprang hinzu; aber den Ort, wohin er gefallen war, bedeckte dorniges Gesträuch. Ich arbeitete mich hindurch, zerfetzte dabei Hände und Beine, suchte und suchte, aber umsonst! Jetzt wurde es mir wahrscheinlich, daß er vielleicht nur an den Flügeln Schaden genommen habe, und weiter fortgehüpft sei. Ich entfernte mich daher, immer suchend, von der Stelle, und durchstrich den ganzen Platz umher. Aber der Turako war nirgends zu finden. Erhitzt von Arbeit, Begierde und Unwillen, stampfte ich endlich, bei einer Anwandlung von Zorn, mit der Flintenkolbe heftig gegen den Boden; und — Entsetzen! in dem nämlichen Augenblick öffnete sich unter mir die Erde, und ich sank hinab.

Erhole dich, junger Leser, von deinem Schrecken, und vernimm nun, wo ich mich fand, als ich, nach einem Falle von zwölf Fuß, wieder zur Besinnung kam. Ich fand mich in einem von jenen bedeckten Fanglöchern, wodurch die Hottentotten den wilden Thieren, besonders den Elephanten, Fallen zu bereiten pflegen. Ein großes Glück für mich, daß ich keine Gesellschaft darin antraf, und daß ich nicht gerade auf den spitzigen Pfahl gefallen war, der sich in der Mitte des Lochs aufgestellt fand, weil ich mich sonst gespießt haben würde!

Jetzt war die große Frage, wie ich mich wieder hinaufarbeiten sollte. Wie leicht konnte noch jetzt, beson-

ders, wenn ich die Nacht darin zubringen mußte — und der Abend war schon da — ein wildes Thier zu mir herabstürzen, und — ich gestehe, daß mir ein kalter Schauder bei diesem Gedanken durch die Glieder fuhr. Das erste Rettungsmittel, welches mir einfiel, war: durch Hülfe meines Säbels eine Treppe in die Seitenwand zu graben; aber ich fand bald, daß ich hiemit nicht zu Stande kommen würde, wenigstens nicht so geschwind, als es nöthig war. Ich schritt daher zu einem andern Mittel, welches schleunigere Rettung versprach; ich ergriff nämlich meine Flinte, und that Schuß auf Schuß, in der Hoffnung, von meinen Leuten im Lager gehört zu werden.

Diese Hoffnung schlug denn auch nicht fehl. Ich hörte jetzt, zu meiner unbeschreiblichen Freude, gleichfalls zwei Schüsse, wodurch man mir antwortete; und fuhr nun selbst so lange fort, zu schießen, bis meine Leute nach dem Orte, wo die Erde mich verschluckt hatte, dadurch geleitet wurden. Sie erschienen in völliger Rüstung, weil sie nichts Geringeres vermuthet hatten, als daß ich mit irgend einem wilden Thiere im Kampfe begriffen sei. Und nun fanden sie mich, wie einen Fuchs, in der Falle. Ein abgehauener Ast, den sie zu mir herunterließen, war das Mittel, wodurch ich daraus befreit wurde.

Sobald ich mich wieder auf freien Füßen sah, vergaß ich den gehabten Schrecken, und fing von neuen an, den Turako aufzusuchen: und durch Hülfe der Hunde, die ich überall herumspüren ließ, gelang es mir endlich, ihn zu finden. Er hatte sich unter Gesträuch versteckt, wo ich ihn mit der Hand fing. Meine Freude darüber war völlig eben so groß, als kurz zuvor meine Bestürzung gewesen war.

Dieser Vogel ist an Gestalt, Farben und Stimme einer der niedlichsten, die es giebt. Man kann von ihm sagen, daß Alles, selbst seine Bewegungen und Stellungen nicht ausgenommen, schön und reizend an ihm ist. Seine Hauptfarbe ist ein schönes Wiesengrün. Eine niedliche Haube von gleicher Farbe, und mit einem weißen Rand eingefaßt, schmückt seinen Kopf; seine feuerrothen Augen sind mit einem glänzend weißen Kreise eingefaßt, und seine Flügel von der schönsten Purpurfarbe, etwas veilchenblau schillernd.

In der Folge verschaffte ich mir von diesen Vögeln, so viel ich wollte, weil ich in dem Kropfe des ersten, der mir so viele Mühe gemacht hatte, die Nahrung derselben fand, und daraus lernte, auf was für Bäumen ich sie zu suchen hatte. Auch erfand ich ein Mittel, sie ganz unbeschädigt in meine Hände zu bekommen, und das war folgendes: statt des gewöhnlichen Pfropfes von Papier, bediente ich mich beim Laden meiner Flinte, zur Bedeckung des Pulvers, eines Stückchens Talglicht, welches ich mit dem Ladestocke feststampfte; dann füllte ich den Lauf der Flinte, statt des Schrots, mit Wasser an. Hiemit in gehöriger Weite, die ich freilich erst durch Versuche kennen lernte, auf einen Vogel geschossen, erreichte ich allemahl meinen Zweck, den, daß er durchaus naß gemacht und betäubt zu Boden stürzte, ohne im mindesten verletzt zu sein. Mancher, der eine Sammlung von Vögeln anlegt, wird mir für die Bekanntmachung dieser Verfahrungsart, sie unbeschädigt zu erhalten, ohne Zweifel Dank wissen.

Unsere sehr angenehme Lage in dieser Gegend wurde durch heftige Gewitter und anhaltende Regenschauer gestört. Der Blitz schlug einige Mahl in unserer Nähe ein, und unser Lager wurde endlich, in einer Nacht, ganz

unter Wasser gesetzt. Wir mußten also fliehen, und unsern Aufenthalt auf einem Hügel nehmen, der im freien Felde lag. Und hier waren wir nun, zu meinem großen Verdrusse, vom Wasser eingeschlossen; die kleinen angenehmen Bäche, welche vorher die Annehmlichkeiten dieser schönen Landschaft so sehr erhöhten, waren jetzt zu reißenden Strömen geworden, welche ausgewurzelte Bäume und Felsenstücke mit sich fortführten. Auf irgend eine Weise über oder durch sie hinzusetzen, war unmöglich. Meine von Kälte und Nässe erstarrten Ochsen hatten sich verlaufen; meine armen Hottentotten waren abgemattet, muthlos und zum Theil kränklich; unsere Lebensmittel gingen auf die Neige. Eine allgemeine Sündflut schien Afrika überschwemmt zu haben.

Meine Lage unter diesen Umständen war wirklich schreckhaft; aber ich verbiß meinen Kummer, so gut ich konnte, um meine Leute nicht vollends muthlos zu machen. Ich sprach ihnen vielmehr Trost zu, und suchte sie zu ermuntern, Alles anzuwenden, um, wo möglich, unser Vieh wieder aufzufinden. Sie bequemten sich, meinen Wunsch zu erfüllen; und dies war der Anfang unserer Erlösung. Denn indem einer von ihnen die andere Seite eines Stroms zu erreichen bemüht war, und die bequemste Stelle dazu suchte, erblickte er einen im Wasser liegenden todten Büffel, der wahrscheinlich erst den Tag vorher vom Strome fortgerissen und ertrunken war. Mit einem großen Freudengeschrei kam er hierauf zurückgelaufen, und verkündigte uns seine angenehme Entdeckung. Wir folgten ihm, zogen das Thier, nicht ohne Lebensgefahr, aufs Trockne, zerlegten es auf der Stelle, nahmen die besten Stücke für uns, und überließen das Uebrige unsern armen ausgehungerten

Hunden, die schon seit einigen Tagen gefastet hatten und nur noch wandelnde Gerippe waren. Diese machten sich denn auch mit solchem Heißhunger darüber her, daß sie endlich kaum noch ihre Bäuche fortzuschleppen im Stande waren.

Kein menschlicher Zustand hienieden ist unveränderlich; das Unglück, wie das Glück, hat seine Grenzen. Dies erfuhren wir auch hier. Der Regen ließ endlich etwas nach; die Flüsse fingen wieder an zu fallen. Jetzt mußten meine Hottentotten aus, um unser Vieh zu suchen, und sie waren wirklich so glücklich, das meiste nach einigen Tagen wieder zu finden. Nur vier Stück waren verschwunden; und diese haben wir denn auch niemahls wiedergesehn.

Sobald es nunmehr thulich war, machte ich Anstalt, diese für uns so unglücklich gewordene Gegend zu verlassen, und wählte zu unserm nächsten Aufenthalte einen beinahe zwei Meilen von da gelegenen Hügel, Pampoen-Kraal genannt. Unterdeß nun meine Leute das Fuhrwerk ausflickten und die Sachen in Ordnung brachten, stand ich mit meiner Flinte ganze Tage lang in einem hohlen Baume, der mich gegen den Regen schützte, um dem Wilde und kleinen Vögeln aufzulauern. Ich erlegte aus diesem Schlupfwinkel ohne Schonung Alles, was mir vorkam, und vergaß dabei oft die ersten Bedürfnisse der Natur.

Der Himmel heiterte sich unterdeß immer mehr und mehr auf, und wir gingen nun aus der allertraurigsten Lage zu einer der allerangenehmsten über. Der Hügel Pampoen-Kraal, den wir in Besitz nahmen, gewährte uns den anmuthigsten Aufenthalt. Nicht weit von meinem Zelte hatte ich eine kleine mit Bäumen und Gebüsch bewachsene Erhöhung, die ich mir zu einem Lustorte einrichten ließ.

Bäume und Büsche hatten ihre Aeste dergestalt durch einander geschlungen, daß sie gegen Sonne und Regen ein undurchdringliches Dach machten. Ich gerieth auf den Einfall, mir ein Lusthaus daraus zu machen. Zu diesem Behufe ließ ich durch das dicke Gebüsch, bis in die Mitte desselben, einen gewölbten Gang, und am Ende desselben zwei niedliche Zimmer aushauen und ebenen. Eins dieser Zimmer machte ich zu meiner Arbeitsstube, das andere zur Küche. Die Decke derselben bestand in einem undurchdringlichen Dache stark durcheinander geschlungener Aeste und Zweige, worunter ich einen höchst angenehmen und kühlen Aufenthalt fand. Welche Erquickung für mich, wenn ich, mit Schweiß und Staub bedeckt, von meinen Morgenjagden heimkehrte, um Schutz gegen die stechenden Sonnenstrahlen zu suchen! Wie lieblich und stärkend waren hier für mich, den durch Arbeit Ermüdeten und Hungrigen, meine einfachen Mahlzeiten! Welchen angenehmen Träumereien überließ ich mich dann im Schooße der stillen, ungekünstelten und freien Natur; und wie sanft drückte endlich der Schlaf, nach jedem glücklich verlebten Tage, meine müden Augen zu!

13.

Große Fischerei. Reise von Pampoen-Kraal bis zu einer eingeschlossenen Gegend jenseits des Poortwaldes.

Unser Aufenthalt an diesem reizenden Orte zog sich, owol des Vergnügens wegen, welches ich hier fand, sals auch aus Nothwendigkeit, in die Länge. Ein sehr schnell fließender, von Bergen eingeschlossener Fluß — Kaimanns-Loch genannt — über den wir, wenn wir

weiter wollten, hinüber mußten, war noch immer so stark angelaufen, daß wir das Fallen seines Gewässers nothwendig erst abwarten mußten.

Mittlerweile kehrte Hr. Mulder vom Kap zurück, und brachte mir Briefe von meinen dortigen Freunden mit. Einige derselben wünschten, aus freundschaftlicher Besorgniß für mich, meine baldige Zurückkunft; Andere, welchen die Bereicherung an menschlichen Kenntnissen, die meine Reise erwarten ließ, über Alles galt, ermunterten mich, muthig fortzufahren, und so weit vorwärts zu dringen, als es mir nur möglich sein werde. Dies Letzte war mein eigener Wunsch und Vorsatz; es hätte also keiner Ermunterung dazu bedurft.

Herr Mulder lud mich in dem Schreiben, worin er mir seine Zurückkunft meldete, zu einer großen Fischerei im Meere ein, und kam bald darauf, mit dem unter ihm stehenden Unteroffizier und ihren beiderseitigen Gattinnen, sämmtlich zu Pferde, bei mir an. Der Unteroffizier hatte ein kleines, erst vier Monate altes Kind vor sich auf dem Sattel. Einen Wagen mit Fischergeräthschaft und dem sonst benöthigten Gepäcke hatten sie geradezu nach dem Strande vorausgeschickt. Ich nahm die Einladung mit Vergnügen an, und wir machten uns sofort auf den Weg, begleitet von einem meiner eigenen Wagen, mit meinem Gezelt und verschiedenen andern Dingen bepackt, von welchen ich glaubte, daß sie uns zu Statten kommen würden.

Sobald wir an Ort und Stelle gekommen waren, wurden die Netze mehrmahls ausgeworfen; aber immer umsonst! Unsere Geduld wurde endlich erschöpft, und wir beschlossen daher, es auf einem kleinen Landsee zu versuchen, der seine Entstehung der hohen Flut verdankte. Wir machten uns also auf den Weg dahin.

Indem ich nun an dem Ufer desselben umher ging, um einen bequemen Platz für unser Zelt zu suchen, entstand auf einmahl ein schrecklicher Lärm, der mich nöthigte, zu der Gesellschaft zurückzueilen. Ich fand Alle, besonders die Damen, vor Schrecken außer sich. Indem nämlich die Arbeiter in das hohe Rohr gedrungen waren, stießen sie plötzlich auf einen Büffel, der sich allda gelagert hatte. Herrn Mulder's Leute, die mit Gefahren dieser Art nicht vertraut geworden waren, warfen sich, durch den unvermutheten Anblick des Thieres erschreckt, ins Wasser, und verbargen sich darin bis an den Hals; die meinigen hingegen, die schon abgehärtet waren, hielten mannhaft Stand. Der Büffel, der durch den Anblick so vieler Menschen nicht weniger in Bestürzung gerieth, schien unentschlossen zu sein, was er thun solle, und blieb daher, gegen einen großen Felsen gelehnt, unbeweglich stehen. Unglücklicher Weise hatte ich nur meine Doppelflinte bei mir, die bloß gewöhnliche Kugeln schoß, womit man einem solchen Thiere wenig anhaben kann. Nichts destoweniger wagte ich es, darauf loszugehn und zu schießen. Wüthend durch diesen Schuß gemacht, verließ er seine Stelle, und kam gerade gegen mich angerannt; in dem Augenblick aber traf ihn meine zweite Kugel, und brachte ihn auf andere Gedanken. Er lenkte um, ließ im Vorbeilaufen seine Wuth an einem unserer Ochsen aus, dem er ein paar Stöße in die Seite versetzte, und verschwand.

Dieser Auftritt hatte unsern Damen den Aufenthalt an dem Ufer des Sees so sehr verleidet, daß wir uns schon entschließen mußten, nach dem Strande zurückzukehren, um unser Heil dort von neuen zu versuchen. Das Glück war uns hier unterdeß günstiger geworden. Wir hatten jetzt das Vergnügen, eine große Menge

Fische zu fangen, und ich machte Anstalt, sie einzusalzen. Und so verweilten wir denn an diesem Orte acht volle Tage, und vergnügten uns mehr, als der Anfang hoffen ließ. Endlich, nachdem wir mit dem Einsalzen fertig waren, theilten wir den Fang, und schieden, dankbar für das Vergnügen, welches wir uns gegenseitig gemacht hatten, von einander.

Bei meiner Zurückkunft im Lager fand ich Alles in bester Ordnung. Herr Mulder hatte mir, außer einem seiner Fischernetze, auch zwei Wagenräder abgetreten, weil ich nöthig fand, unsern zweirädrigen Karren, der bei der geringsten Veranlassung umzuwerfen drohte, in einen Wagen zu verwandeln. Dies Geschäft, welches uns Allen wenig geläufig war, kostete freilich Mühe; aber was vermögen nicht Aufmerksamkeit, Ueberlegung Fleiß und ausdauernde Geduld! Wir kamen glücklich damit zu Stande.

Einige meiner Leute mußten jetzt voraus, um die gefährlichsten Stellen des Wèges, den ich zu nehmen gedachte, so viel möglich, auszubessern; und nachdem dies geschehen war, brach ich selbst am 30sten April mit dem ganzen Zuge auf, und lenkte dem obgenannten Flusse zu, nachdem wir drei Monate und darüber in dieser so überaus angenehmen Landschaft still gelegen hatten. Ich verließ meine reizende Einsiedelei zu Pampoen-Kraal mit den Empfindungen eines Bräutigams, der von seiner Braut sich trennen muß. Ich habe mich in der Folge oft danach erkundiget, und immer das Vergnügen gehabt, zu hören, daß die Hottentotten sie in dem Zustande, worin ich sie gesetzt hatte, gelassen und ihr meinen Namen beigelegt haben.

Nachdem wir mit vieler Mühe und nicht ohne Gefahr über den Fluß Kaimanns-Loch gesetzt waren, lang-

ten wir, nach einem Marsche von acht Stunden, an dem Ufer des sogenannten schwarzen Flusses an. Dieser war noch so sehr angelaufen, daß wir nicht anders, als auf Flößen hinüber kommen konnten. Jenseits desselben hatte ich endlich das Vergnügen, einen Büffel zu erlegen, und einer meiner Hottentotten schoß einen zweiten. Um das Fleisch derselben aufzubewahren, schnitten wir es in Stücken, salzten es ein, und hängten es hierauf in freier Luft gegen die Sonne auf. Kaum war dies geschehen, als ein ganzer Schwarm hungriger Geier, Habichte und anderer Raubvögel sich einstellte, die uns diese Beute streitig machen wollten. Es war umsonst, daß wir darunter schossen; sie rissen meinen Leuten die Fleischstücke beinahe aus den Händen, und so oft sie eins erhascht hatten, setzten sie sich damit auf den nächsten Baum, und verschlangen es vor unsern Augen. Wir mußten daher zu dem Mittel greifen, sie durch lange Stangen abzuwehren, bis das Fleisch hinlänglich gedörrt war. Aber auch so stahlen sie uns noch Manches weg.

Die Zungen der Büffel ließ ich räuchern; um sie als ein Hülfsmittel für Nothfälle, auch zur Erquickung für mich selbst, wenn ich mir einmahl gütlich thun wollte, aufzubewahren. Das Nämliche geschah in der Folge bei allen Thieren, die ich erlegte, nur die Elephanten ausgenommen, gegen deren Zungen ich einen unüberwindlichen Widerwillen empfand.

Wir fuhren weiter, setzten abermahls über einen Fluß, fanden aber nicht eher wieder einen Platz, uns zu lagern, als bis wir den Nisenafluß erreichten. Hier fand ich einen Ort, der so überaus reizend war, daß er mich fast mein liebes Pampoen-Kraal hätte vergessen machen können. So viel Ursache ich nun aber auch hatte, an diesem angenehmen Ort

zu verweilen, so ließ mich doch die Sorge, wie wir über einen auf der andern Seite des Flusses sich uns entgegenstellenden steilen Berg kommen wollten, nicht zur Ruhe kommen. Ich ahnte allerlei Unfälle, und eilte daher, der Besorgniß los zu werden.

Mein guter Engel gab mir, als wir an den Fuß des Berges gekommen waren, den Gedanken ein, den Versuch, ihn zu ersteigen, nicht mit allen Wagen zugleich zu machen. Mein sogenannter Herrnwagen, mit zwanzig Ochsen bespannt, mußte voran; die beiden andern ließ ich halten. Fast hatten wir mit demselben bereits den Gipfel des Berges erreicht, als unglücklicher Weise die Kette, womit die achtzehn vordersten Ochsen an die Deichsel gespannt waren, plötzlich riß, und nun der schwerbeladene Wagen, die beiden Deichselochsen mit sich fortschleppend, den steilen Berg hinunter rollte.

Man stelle sich meinen Schrecken vor! Dieser Wagen enthielt gerade Alles, was mir das Liebste und Unentbehrlichste war; und ich mußte nun in jedem Augenblicke besorgen, daß er ein wenig zur Seite biegen, und dann in einen der nahen Abgründe stürzen, und mit Allem, was darauf befindlich war, zertrümmert werden würde. Damit wäre denn meine ganze Unternehmung auf einmahl verunglückt gewesen. Ich war wie versteinert, und ahmte unwillkührlich mit meinem Körper jede Wendung nach, die der herabrollende Wagen machte, bis er endlich unten am Ufer des Flusses gegen einen Felsen rannte und still stand. In diesem Augenblick erhoben wir ein lautes Freudengeschrei. Wir fanden hierauf, als wir hinzueilten, dem Himmel sei Dank! Alles beinahe ganz unbeschädiget; eine Sache, die ich noch jetzt als eine Art von Wunderwerk betrachte. Selbst die beiden Ochsen, die von einer Last von fünf

tausend Pfund so gewaltsam fortgerissen waren, fanden wir, einige leichte Wunden ausgenommen, unbeschädigt, und sie konnten bald darauf ihre Arbeit von vorn wieder anfangen.

Ich nahm nunmehr für den zweiten Versuch solche Maßregeln, die mich gegen einen ähnlichen Unfall sicher stellen konnten. Das Geschirr wurde verdoppelt, und neben jedem Wagen gingen vier Hottentotten, bereit, die Räder, sobald die Noth es erfodern würde, augenblicklich zu hemmen. Und so erreichten wir denn auch, zwar nicht ohne Mühe, aber doch sonder Unfall, die Spitze des Berges.

In eben dem Maße, in welchem ich mich von den Holländischen Pflanzern entfernte, nahm Alles um mich her eine andere Gestalt an. Der Boden wurde immer fetter und fruchtbarer, die Landschaften lachender, die Berge höher, die ganze Natur gleichsam stolzer und majestätischer. Der Abstich zwischen diesen reichen Gegenden und den trockenen Sandsteppen des Vorgebirges ließ mich glauben, daß ich tausend Meilen weit von jenen entfernt wäre. Wie? rief ich oft mit Erstaunen aus, sollen diese herrlichen Landschaften immer und ewig die Wohnung der Tiger und Löwen sein? Was für engbrüstige Staatsklugheit hat den stürmischen Baien an jenem Vorgebirge, um eines elenden Zwischenhandels willen, den Vorzug vor den vielen angenehmen Buchten und Häfen gegeben, welche längs der östlichen Küste von Afrika die Seefahrenden einladen, und ihnen Alles was sie bedürfen, im Ueberfluß darbieten?

Nach einer Fahrt von vier bis fünf Stunden ließ ich bei einem Bache stille halten, der ungefähr zwei Meilen von da sich ins Meer ergoß, und der von Fischen, die mit der Flut herauf gekommen waren, ganz

lebendig zu sein schien. Hier versuchte ich zum ersten Mahl das von Hrn. Mulder mir geschenkte Netz; und ich mag die Menge der Fische, die wir damit herauszogen, nicht beschreiben, weil meine Leser sie unglaublich finden würden. Meine Leute bereiteten sie auf alle mögliche Weise; ich selbst that einige hundert Köpfe, nur mit etwas Gewürz, aber ohne Wasser, in einen wohlbedeckten und mit Thonerde zugeleimten Topf, und verscharrte diesen in glühende Asche. Ich erhielt hiedurch eine ganz vortreffliche Fischbrühe, an der ich mehre Tage lang mich gar nicht ersättigen konnte.

Ich drang nun immer weiter vor; aber nachdem wir eine große Waldung, der Poort genannt, zurückbelegt hatten, wurde ich durch den allerunangenehmsten Zufall plötzlich aufgehalten. Bis dahin war ich immer gesund geblieben; jetzt aber sollte auch ich, trotz meiner durch jede Art von Abhärtung gestärkten Leibesbeschaffenheit, dem hiesigen Luftkreise seinen gewöhnlichen Zoll entrichten. Ich ward krank. Heftige Kopfschmerzen, Mattigkeit und reißende Schmerzen in den Gedärmen verkündigten mir ein anhaltendes und bedenkliches Uebel. Dies stellte sich denn auch bald ein, und bestand in einem gefährlichen Durchfalle.

Meine Lage wurde nun in der That äußerst beunruhigend. Ich hatte hier keinen andern Arzt, als die Natur; ich selbst kannte kein anderes Genesungsmittel, als Ruhe und Lebensordnung. Diese wandte ich an, und überließ das Uebrige dem Himmel. Indeß gestehe ich, daß der Gedanke, zwei tausend Meilen weit von den Meinigen eingescharrt zu werden, etwas sehr Bitteres für mich hatte.

Meine Krankheit, die von einem heftigen Fieber begleitet wurde, nahm mit jedem Tage zu, und ein gänz-

licher Mangel an Kräften zwang mich, auf meinem Wagen liegen zu bleiben. Aber unter dem Verdecke desselben, welches den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt war, lag ich wie in einem Backofen. Dies mochte indeß recht gut sein, weil dadurch eine reichliche Ausdünstung zuwege gebracht wurde. Zwölf traurige Tage brachte ich in diesem leidenden Zustande zu, als die Krankheit endlich anfing, nachzulassen. Meine Leute verfielen nach und nach in das nämliche Uebel. Ich gerieth daher auf die Vermuthung, daß vielleicht der übermäßige Genuß der Fische die nächste Ursache davon sein möchte, und ließ den ganzen noch übrigen Vorrath davon verscharren. Ruhe und Enthaltsamkeit stellten uns am Ende Alle, wiewol langsam, wieder her.

Wir erlegten in dieser Gegend verschiedene Gazellen und Büffel, und ich bereicherte meine Vogelsammlung mit einigen seltenen Stücken, die mir in andern Gegenden niemahls vorgekommen waren. Auch wilde Hunde gab's in dieser Gegend. Eines Tages trieben neun Stück derselben einen sogenannten Buschbock, den sie verfolgten, gerade durch unser Lager. Das fliehende Thier setzte in der Angst durch unser Fischnetz, das zum Trocknen aufgehängt war, zerriß es und nahm einige Lappen davon mit sich fort. Die verfolgenden Hunde stutzten beim Anblicke des Lagers, machten hierauf eine Seitenwendung, und liefen einem kleinen, neben uns liegenden Hügel zu. Meine Hottentotten verfolgten indeß mit unsern eigenen Hunden die Gazelle, die sich in den nahen Fluß geworfen hatte, wo sie dieselbe lebendig zu greifen suchten. Es gelang ihnen, und die wilden Hunde mußten es ansehn, daß ihnen der Braten vor dem Munde weggenommen wurde. Gern hätte ich auch von diesen einen erhascht. Meine Leute mußten

sich daher zu ihnen hinschleichen; allein sie merkten unsere Absicht und entflohen. Ein Schuß, den ich ihnen nachschickte, blieb ohne Wirkung.

Ich wünschte, die gefangene Gazelle lebendig zu erhalten, und sie, wo möglich, zahm zu machen. Aber hieran war nicht zu denken. Ihre große Furcht vor den Hunden ließ sie unaufhörlich solche Sprünge thun, daß wir uns genöthiget sahen, sie abzuschlachten und zu verzehren.

Indem ich nunmehr meine Reise fortzusetzen wünschte, und deßwegen die Gegend umher durchstrich, um einen Weg zu suchen, fand ich überall, theils undurchdringliche Waldungen, theils eine Bergkette, die uns lauter steile Felsen entgegensetzte, ohne irgendwo einen Paß zum Durchfahren darzubieten. Ich überzeugte mich zuletzt, zu meinem großen Verdrusse, daß wir uns in einem Winkel ohne Ausgang befanden, und daß wir also nothwendig den Weg, den wir gekommen waren, wieder zurücknehmen mußten.

14.

Rückreise nach dem Poortwalde. Elephantenjagd.

Oft bedarf es nur eines kleinen Umstandes, um unsere Traurigkeit in Freude zu verwandeln. Dies, was ich schon so oft erfahren hatte, erfuhr ich auch diesmahl, bei unserer Rückkehr nach dem Poortwalde.

So groß mein Verdruß über die Nothwendigkeit war, die mich zu dieser Rückkehr zwang, und so traurig mir daher die Gegend vorkam, nach der wir jetzt zurückkehren mußten, so sehr nahm dieselbe in meinen Augen auf einmahl eine heitere und lachende Gestalt an, als ich auf unserm Wege unvermuthet die noch frische

Spur einer Herde Elephanten bemerkte, die, dem Ansehn nach, erst ganz kürzlich hier vorbeigegangen war. Weg war in diesem Augenblicke meine schwarze Laune; und mit dem lebhaftesten Vergnügen wurde auf der Stelle beschlossen, diese Gelegenheit zu einer Jagd, die ich mir schon lange gewünscht hatte, nicht unbenützt zu lassen.

Wir machten also Halt, und ich schickte mich an, die Elephanten aufzusuchen. Einer meiner Hottentotten hatte in frühern Jahren mit seiner Horde in dieser Gegend gelebt, und sie war ihm also noch einigermaßen bekannt. Diesen und vier meiner besten Schützen nahm ich mit mir, nnd so machten wir uns, mit allem Nöthigen wohl versehn, auf den Weg. Wir folgten der Spur, bis die Nacht einbrach. Dann lagerten wir uns bei einem lustigen Feuer, verzehrten wohlgemuth unser Abendbrot, nnd nahmen unser Nachtlager, um die Feuerstelle her, auf dem harten Boden. An Schlaf war nicht viel zu denken; Unruhe und Furcht verscheuchten ihn von uns.

Mit anbrechendem Tage machten wir uns wieder auf, nachdem ich meine Gefährten durch ein Glas Brantwein gelabt hatte. Die Spur der Elephanten war abermahls unsere Führerinn; allein auch dieser Tag verstrich, ohne daß wir sie zu Gesichte bekamen. Der Abend und die Nacht wurden wieder auf die vorige Weise hingebracht, nur mit dem Unterschiede, daß die Gesellschaft nunmehr schon etwas dreister geworden war. Indeß wurden wir doch auch diese Nacht durch einen Lärm aus dem Schlafe gestört. Ein Büffel war nämlich bis nahe an unser Feuer gekommen; allein durch unsern Anblick erschreckt, ergriff er schnell die Flucht, und das Geräusch, welches er machte, indeß er mit Gewalt durch das Gesträuch setzte, weckte uns auf. Wir verfolgten ihn zwar eine Stunde lang, aber umsonst!

Wir mußten unverrichteter Sache wieder zu unserm Feuer zurückkehren.

Am dritten Tage führte uns die Spur in ein dichtverwachsenes Gebüsch, durch welches wir uns, nicht ohne große Mühe und Beschwerde, bis zu einer lichten Stelle durcharbeiten mußten. Hier machten wir Halt. Einer meiner Hottentotten, der auf einen Baum geklettert war, um die Gegend umher zu beobachten, gab uns, indem er den Finger auf den Mund legte, ein Zeichen, daß wir uns ruhig halten sollten. Durch ein anderes Zeichen, nämlich durch wiederholtes Auf- und Zumachen der Hand, benachrichtigte er uns von der Zahl der Elephanten, die er wahrnahm. Jetzt kam er herab, und nun berathschlagten wir uns über den Plan, den wir befolgen wollten. Er führte mich durch ein Gesträuch, einem der Elephanten, der kaum zwanzig Schritte von mir abstehen mochte, gerade gegenüber. Da ist er! flüsterte er mir zu, und zeigte mit dem Finger; aber ich sah nichts. Nicht, als ob die Furcht mich blind gemacht hätte — diese pflegt ja sonst nur allzuscharfsichtig zu sein, sondern weil das Riesenthier niedriger als ich, und so unbeweglich still stand, daß ich es für einen Felsenklumpen nahm, und meinen Elephanten über ihn hinaus in der Ferne suchte. Ein kleines Geräusch machte ihn endlich aufmerksam; er drehte sich nach mir um, und nun erkannte ich ihn. Flugs legte ich meine große Flinte auf ihre Stütze, zielte, und traf das Ungeheuer so glücklich, daß es augenblicklich todt zur Erde stürzte. Ein halbes Schock andere, die durch den Schuß erschreckt wurden, liefen eilends davon; und es war lustig zu sehen, wie sie im Laufen mit den Ohren wedelten, und immer schneller wedelten, je geschwinder sie liefen.

Einer von ihnen, der uns ziemlich nahe kam, erhielt

einen Schuß von einem meiner Leute; und aus seinem mit Blute vermischten Mist schloß ich, daß er schwer verwundet sein mußte. Wir verfolgten ihn also. Er wollte sich von Zeit zu Zeit niederlegen, wurde aber durch unsere Flintenschüsse jedesmahl wieder auf die Beine gebracht. Auf den vierzehnten Schuß, den er erhielt, drehete er sich wüthend gegen den Hottentotten um, welcher zuletzt geschossen hatte. In diesem Augenblicke erhielt er den funfzehnten Schuß, wodurch seine Wuth verdoppelt wurde. Meine Leute nahmen die Flucht. Ich, der ich dem Ungeheuer der nächste war, wurde durch meine schwere Flinte und die dazu gehörigen Ladungen gehindert, so geschwind, wie sie, zu laufen, und die Entfernung zwischen dem Elephanten und mir wurde mit jedem Augenblicke kleiner. Verlassen von meinen Leuten — nur Einen ausgenommen, den ich herbeieilen sah — blieb mir zuletzt nichts mehr übrig, als mich neben einem umgefallenen Baum auf die Erde zu werfen, und mich an den Stamm desselben zu drücken. Kaum war dies geschehen, als der Elephant bei dem nämlichen Baumstamme anlangte, und ohne mich zu merken über ihn hin sprang. Meine Leute, die mich jetzt aus dem Gesichte verloren und mein schnelles Niederwerfen nicht bemerkt hatten, hielten mich für verloren, und fingen an, überlaut zu schreien. Der Elephant, dadurch stutzig gemacht, stand eine Zeit lang still; dann kehrte er um, und sprang, ungefähr sechs Schritte von mir, wieder über den Baumstamm zurück. Jetzt sprang auch ich wieder auf, und schickte, um meinen Leuten ein Zeichen meines Daseins zu geben, dem fliehenden Elephanten eine Kugel nach. Er verschwand hierauf aus meinen Blicken, ließ aber überall blutige Merkmahle von dem Zustande zurück, worin unsere Kugeln ihn gesetzt hatten.

Und hier muß ich, ehe ich in meiner Erzählung fortfahre, mich erst einer Pflicht der Freundschaft und der Dankbarkeit gegen einen Mann entledigen, der zwar nur ein armer Hottentotte, aber nichts desto weniger ein so edler, braver, und meinem Herzen so theurer Mann, als Einer in Europa, ist. Man lese folgende Anekdote von ihm, und sage, ob ich Ursache habe, so über ihn zu urtheilen.

Der mehrmahls erwähnte Fiskal, Hr. Boers, hatte mir bei meiner Abreise vom Kap den Hottentotten Klaas als einen Menschen empfohlen, auf dessen Muth und Treue ich vorzüglich rechnen könne. Ihm selbst aber hatte er zur Pflicht gemacht, mich nie zu verlassen, sondern mir im Leben und im Sterben jeden Beistand zu leisten, der seinen Kräften möglich sein werde. Werde er dies getreulich thun, so solle er, kämen wir einst nach dem Kap zurück, dafür reichlich belohnt werden.

Ich sagte kurz zuvor, daß, als der Elephant mich verfolgte, und alle meine Leute die Flucht ergriffen, ein Einziger von ihnen zu meiner Hülfe herbeigeeilt sei. Dies war mein treuer Klaas. Aber in dem Augenblicke, da ich mich hinter den Baumstamm warf, hatte auch er mich aus dem Gesichte verloren, und nun hörte ich ihn, indem er suchend das Gebüsch durchstrich, mit angstvoller, halberstickter Stimme mich bei meinem Namen rufen. Da ich nun, in meiner mißlichen Lage und noch immer in der Nähe des schrecklichen Elephanten, ihm nicht antworten durfte, so hielt er mich für verloren, und ich hörte ihn seinen, nunmehr von ihrer Flucht zu ihm zurückkehrenden Gefährten die bittersten Vorwürfe zurufen, daß sie mich so treulos verlassen hätten, und dadurch Schuld an meinem Tode geworden wären. Er begleitete diese Vorwürfe mit so lautem Schluchzen, daß

mir die Rührung darüber, trotz der Gefahr, worin ich noch schwebte, eine süße Freudenthräne ins Auge preßte.

Mein Schuß war die Losung zur Freude. Kaum hatte ich ihn gethan, als ich mich von allen meinen Leuten umringt sah. Klaas flog, vor Freude bebend, mir in die Arme, klammerte sich so fest an mich an, als wenn er mich erdrücken wollte, und drückte wechselsweise die feurigsten Küsse bald auf mein Gesicht und bald auf meine Kleider. Seine Gefährten, welche die nämlichen Empfindungen, nur durch Reue und Scham verbittert, mit ihm theilten, standen in einer bittenden Stellung, die Hände gegen mich ausstreckend, um uns her. Ich selbst war tief gerührt. Seit diesem glücklichsten Augenblicke meines Lebens, wo ich die süße Erfahrung einer reinen, von allem Eigennutze entfernten Freundschaft gegen mich machte, war der gute Klaas ganz meines Gleichen, mein Bruder und der Vertraute aller meiner Gedanken, aller meiner Freuden und Leiden. Ich selbst zeichnete diesen meinen schwarzen Freund nach dem Leben ab, und von dieser Zeichnung schreibt sich das Titelkupfer dieses Bandes her, wobei ich aber nicht unerinnert lassen kann, daß die treuherzige Gesichtsbildung des braven Mannes durch den Nachstich merklich verloren hat.

Da die Nacht jetzt herannahete, so begaben wir uns zu dem Elephanten zurück, den ich durch einen einzigen Schuß zu erlegen das Glück gehabt hatte. Es war Zeit, daß wir dahin kamen, denn schon hatte sich eine Menge von Raubvögeln und kleinen fleischfressenden Thieren eingefunden, welche den Raub mit uns theilen wollten. Wir machten auf der Stelle Feuer an, meine Hottentotten rösteten, jeder für sich, ein Stück Elephantenfleisch, und für mich einen Theil des Rüssels. Ich fand dies Gericht vortrefflich; allein Klaas versicherte mir,

daß, wenn ich erst die Füße des Thiers gekostet haben würde, ich den Wohlgeschmack des Rüssels bald darüber vergessen solle. Er versprach mir diesen Schmaus zum Frühstück für den folgenden Morgen, und machte sogleich die nöthige Anstalt dazu. Man grub ein Loch in die Erde, ungefähr vier Fuß ins Gevierte, schüttete glühende Kohlen hinein, und füllte den übrigen Raum mit trocknem Holze an. Dies Feuer wurde einen großen Theil der Nacht hindurch unterhalten; dann räumte man es aus, that die vier Elephantenfüße hinein, bedeckte sie mit heißer Asche, dann mit Kohlen, und diese wiederum mit kleinem Holze, wovon ein Feuer bis gegen Morgen unterhalten wurde.

Diese ganze Nacht schlief Niemand, als ich allein; so hatte Klaas es angeordnet. Viele Elephanten und Büffel, wovon es in dieser Waldung wimmelte, hatten sich zwar genähert, aber durch unser Feuer waren sie jedesmahl wieder zurückgeschreckt worden.

Jetzt brachten mir meine Leute das versprochene Frühstück, ein Elephantenbein. Es war so aufgelaufen, daß ich Mühe hatte, es für Das zu erkennen, was es war; aber es sah so einladend aus, und gab einen so süßen Geruch von sich, daß ich mich geschwind darüber hermachte, um es zu kosten. Es war wirklich ein königliches Gericht, und es blieb mir unbegreiflich, wie ein so großes und schwerfälliges Thier ein so zartes und wohlschmeckendes Fleisch haben könne.

Die Zähne dieses Elephanten, der ein Weibchen war, wogen nicht viel über zwanzig Pfund. Er selbst war acht Fuß, drei Zoll hoch. Meine Leute beluden sich mit so vielen Fleischstücken, als sie tragen konnten, und so traten wir den Rückweg zu unserm Lager an.

Ich beschließe diese Geschichte unserer ersten Elephan-

tenjagd mit der Bemerkung einer den Hottentotten eigenen Fertigkeit, die mich oft in Erstaunen gesetzt hat. Dies ist die unglaubliche Schärfe und Unterscheidungskraft ihres Gesichts. Auf einem trocknen Boden, zwischen abgefallenen Blättern, die der Wind zerstreut umhergeweht hat, wissen sie die Spur eines wilden Thiers zu finden und zu verfolgen. Ein etwas verdrehtes oder abgestreiftes grünes Blatt, eine abgestoßene Knospe, ein zerknicktes Reis, und die Art, wie es zerknickt ist, und tausend ähnliche kleine Umstände entgehen ihrem Scharfblicke nicht, und sind ihnen untrügliche Kennzeichen. Der geübteste Europäische Jäger würde Ursache finden, die Fertigkeit, die sie hierin zeigen, anzustaunen. Ich für meinen Theil begriff anfangs nichts davon; aber ich bemühte mich unaufhörlich, durch Erkundigungen und Uebungen ihnen von dieser Scharfsichtigkeit und Beurtheilungskraft etwas abzulernen, und wenn es euch, ihr jungen Leser, um wahre Vervollkommnung eurer selbst zu einem recht brauchbaren und glücklichen Leben zu thun ist, o, so folgt doch ja dem Rathe, den ich euch nicht angelegentlich genug ans Herz legen kann, mir hierin nachzuahmen, eure Sinne gleichfalls, so sehr ihr könnt, durch jede Art von zweckmäßiger Uebung zu schärfen, euch zu gewöhnen, auf Alles zu achten, und euren Bemerkungsgeist in immerwährender Thätigkeit zu erhalten. Es ist unglaublich, zu welcher hohen Vollkommenheit der Sinne und der Bemerkungsgabe der Mensch es bringen kann, wenn er die dazu erfoderlichen Uebungen früh genug anfängt, und sein ganzes Leben hindurch fortsetzt; und wie sehr ein so geübter Mensch es an Brauchbarkeit zu jeder Art nützlicher Geschäfte andern Leuten von stumpfern Sinnen und von schlafferem Beobachtungsgeiste zuvorthun kann, wie viele Hülfs-

quellen er bei jeder entstehenden Verlegenheit in sich selbst findet, und überall, wo Andere die Hände unthätig in den Schooß legen und verzweifeln müssen, sich zu rathen und zu helfen weiß, das lehrt die Erfahrung.

Bei unserer Zurückkunft ins Lager hörte ich von meinem alten Swanepoel, daß während unserer Abwesenheit, die Nächte hindurch, häufig Elephanten bis hieher gekommen waren, und sich durch das Abknappern der Zweige zu erkennen gegeben hatten. Diese Nachricht brachte mich sogleich wieder auf die Beine, und kaum hatte ich eine nahe gelegene Anhöhe erreicht, als ich schon vier Stück mitten in einem Gebüsch erblickte. Ich schlich hierauf vor den Wind, und so an sie heran. Als ich ihnen nahe genug gekommen war, machte ich mir erst das Vergnügen, sie eine gute Weile zu beobachten. Sie waren mit Fressen beschäftiget, und ihre Speise bestand in den jungen Schößlingen der Büsche. Bevor sie dieselben abbrachen, schlugen sie erst einigemahl mit dem Rüssel daran, vermuthlich um die Ameisen und andere Kerbthiere davon abzuschütteln. Dann nahmen sie, vermittelst des Rüssels, mehr Zweige zu einem Bündel zusammen, steckten dasselbe, und zwar jedesmahl von der Rechten zur Linken, ins Maul, und schluckten es, ohne erst viel daran zu kauen, hinunter. Nachdem ich diesem ihren Wesen lange genug zugesehen hatte, legte ich auf den, der mir der nächste war, an, und streckte ihn zu Boden. In weniger als zehn Minuten hatten die drei übrigen ein gleiches Schicksal. Dies ist nämlich eine Eigenthümlichkeit der Elephantenjagd, daß, wenn man von mehren, die in Gesellschaft sind, nur erst Einen erlegt hat, die übrigen alle leicht zu haben sind.

Einer meiner Hottentotten erblickte nicht weit von uns ein junges Elephantenkalb, schoß und streckte es zu

Boden — zu meinem großen Verdrusse; denn wir hätten es fangen und zahm machen können. Es war nicht größer, als ein Kuhkalb von fünf bis sechs Monaten.

An einem der von mir erlegten vier Elephanten fand sich eine Sonderbarkeit, wovon meine Hottentotten nie ein Beispiel gesehen zu haben versicherten. Es war ein Weibchen, wahrscheinlich die Mutter des erlegten Kalbes, die statt zweier Zitzen, nur eine einzige, und zwar mitten auf der Brust hatte.

Einer meiner Hottentotten mußte jetzt nach dem Lager laufen, um zur Fortschaffung des Fleisches ein Gespann Ochsen und eine Kette zu holen; einen Wagen bis hieher zu bringen litt die rauhe Beschaffenheit des Bodens nicht. Wir hatten unterdeß die vier Köpfe der Elephanten abgeschnitten, um sie an die Kette zu befestigen und so fortschleifen zu lassen. Allein es kostete Mühe, das Zugvieh heranzubringen: der Anblick der Köpfe flößte ihnen Entsetzen ein. Es gelang uns indeß endlich, sie daran zu befestigen, und so schleiften sie dieselben nach dem Lager. Hier setzte ich mich zu Pferde, um zu denen von meinen Leuten, die ich bei den Elephanten gelassen hatte, zurückzureiten. Aber kaum bemerkte mein Pferd die blutige Spur, welche die fortgeschleiften Köpfe im Sande gemacht hatten, als alle Mühe, es dahin zu führen, vergeblich war. Ich mußte einen Umweg nehmen; als es jedoch bei den Elephantenleibern ankam, wurde es durch den Anblick und durch den Geruch derselben dergestalt erschreckt, daß es zurückprellte, sich bäumte, mich endlich abwarf, und auf einem weiten Umwege wieder nach dem Lager zurücklief.

15.

Eine unerwartete große Freude; allgemeines Fest im Lager. Fortgesetzte Reise bis an den Gamtoosfluß. Bekanntschaft mit einer Horde Hottentotten. Elephantenjagd.

Ich stoße, indem ich in meiner Reisegeschichte fortfahren will, auf einen der süßesten Augenblicke meines Lebens, und ich kann mir das Vergnügen, meine Leser Antheil daran nehmen zu lassen, unmöglich versagen. Verzeihung, wenn ich dabei nicht umhin kann, mich auf die Beschreibung solcher Umstände einzulassen, die dem kalten, untheilnehmenden Leser klein und unbedeutend scheinen werden! Mir waren sie es nicht, sind sie es noch jetzt bei der Rückerinnerung nicht, und ich habe das Vertrauen zu dem gefühlvollern Theile meiner Leser, daß sie einem der menschlichsten Freudengefühle ein wenig Geschwätzigkeit zu gute halten werden.

Als ich, nachdem das Pferd mich abgeworfen hatte, zu Fuße nach dem Lager zurückkehrte, sah ich einen fremden, mir völlig unbekannten Hottentotten mir entgegenkommen. Wir erreichten uns; es war ein von Hrn. Boers vom Kap aus an mich geschickter Bote, der den Auftrag hatte, meiner Spur so lange nachzugehen, bis er mich, wo ich auch sein möchte, würde gefunden haben. Der ehrliche Kerl hatte sich dieses Auftrages treulich entledigt. Er überreichte mir jetzt ein Packet, und als ich es eröffnete, fielen mir — welch ein Anblick für mich! — Briefe mit Französischem Stempel in die Augen. Sie waren von meiner Gattinn und von meinen theuersten Freunden; die ersten, die ich seit meiner Abreise von ihnen empfing. Von heftiger Gemüthsbewegung zitternd, war ich kaum im Stande, sie zu öffnen. Ich verschlang ihren Inhalt mit gierigen Blicken; sie

enthielten lauter erfreuliche Nachrichten und Versicherungen. Die treue Zärtlichkeit meiner Lieben folgte mir bis mitten in die Afrikanischen Wüsteneien, um mir Versicherungen ihrer unwandelbaren Fortdauer zu geben. Sprachlos und unbeweglich stand ich da, und konnte weder reden, noch weinen.

Endlich, da ich wieder etwas zu mir selbst gekommen war, eilte ich dem Lager zu, verschloß mich in mein Zelt, und nun ließ ich meinen Thränen, den süßesten, die ich je geweint habe, freien Lauf.

Mein Herz war so voll, daß ich es noch an dem nämlichen Tage in Antwortschreiben an meine Freunde sich mußte ergießen lassen. Ich unterzeichnete meine Briefe: aus dem Lager im Hutinqua-Lande, am Tage, da ich vier Elephanten erlegt hatte.

Als nun endlich die Nacht einbrach, das Lager in Ordnung gebracht, und die Feuer angezündet waren, nahm ich, wie gewöhnlich, meinen Platz in dem Kreise meiner Leute ein. Lieben Freunde, sagte ich zu ihnen, da seht ihr einen Mann, den Hr. Boers gesandt hat, um sich nach meinem Befinden und nach eurer Aufführung zu erkundigen. Hört nun, fügte ich hinzu, indem ich ein Blatt Papier hervorzog, was ich ihm geantwortet habe. Ich versichere ihn meiner völligen Zufriedenheit mit der Treue und Ergebenheit, die ihr mir seit den acht Monaten unserer Wallfahrt bewiesen habt, und füge hinzu, daß er ohne Sorgen für mich sein dürfe, weil ich alle Ursache hätte, auf eure fernere Treue, wie auf euren Muth und eure Standhaftigkeit in Gefahren zu rechnen. Euren Freunden und Anverwandten lasse ich sagen, daß ihr wohl auf seid, und zufrieden mit mir lebt. Nun will ich aber auch, daß dieser Mann selbst Zeuge davon sein soll; deßwegen seht hier ein Stück des

besten Tabaks für einen Jeden von euch, und nun die Pfeifen herbei! —

Der Tabak wurde ausgetheilt, die Pfeifen angezündet, und die ganze Gesellschaft befand sich mit mir in einem Zustande von Wohlbehagen und Freude.

Ich hatte beschlossen, diesen Abend auf jede mir mögliche Weise zum Feste für meine Leute zu machen. In dieser Absicht ließ ich mir nach einer Weile ein kleines Kästchen herbeiholen, öffnete es mit der wichtigen und geheimnißverkündigenden Miene eines Marktschreiers, nahm eine sogenannte Maultrommel heraus, und fing an, darauf zu spielen. Da hätte man das Erstaunen meiner entzückten Hottentotten sehen sollen! Die Pfeifen fielen ihnen aus dem Munde; ihre weit aufgerissenen Augen waren starr und steif auf mich, den Wundermann, geheftet; sie sperrten den Mund weit auf, und streckten, wie versteinert, ihre Hände nach mir aus. Nach und nach verließ Einer nach dem Andern seinen Sitz; sie drängten sich um mich herum, und es fehlte nicht viel, daß sie sich nicht alle vor dem Halbgott auf die Knie warfen. Ich lachte innerlich, und hatte Mühe, den lauten Ausbruch zu verbeißen, als wodurch der Zauber auf einmahl seine Kraft verloren haben würde.

Als nun ihr Vergnügen den höchsten Grad des Entzückens erreicht hatte, überreichte ich Einem von ihnen das wunderbare Werkzeug, und unterwies ihn in der Kunst, es zu gebrauchen. Es kostete einige Mühe, damit zu Stande zu kommen. Ein Gleiches geschah mit den Uebrigen, wobei ich so viele Maultrommeln austheilte, als Hottentotten da waren. Und nun erhob sich ein Tonspiel, wovor selbst Furien hätten laufen mögen. Meine Ochsen wurden durch das schreckliche Gesumse aufgeschreckt, und fingen an, darein zu brüllen; das

ganze Lager ertönte; es war ein wirklicher Fastnachts-abend.

Aus Besorgniß, daß die Ochsen uns endlich davon laufen möchten, sah ich mich nach einer Weile genöthiget, dem Sabbath ein Ende zu machen. Kinder, sagte ich in einem herzlichen Tone, ich habe euch mit dem besten Tabak bewirthet, den ihr je gekostet habt; ich habe euch ein wunderbares Tonwerkzeug kennen gelehrt; jetzt wollen wir das Fest mit einem Schluck des besten Franz-brantweins, auf das Wohl unserer Freunde und Verwandten, beschließen.

Indeß nun der Brantwein ausgetheilt wurde, saß Kees, mein Pavian, wie gewöhnlich, mir zur Seite, und erwartete seinen Antheil. Gleich einem verzogenen Kinde, mußte er von Allem, was ich selbst aß oder trank, etwas abhaben, und so oft ich ihn aus Zerstreuung zu vergessen schien, ermangelte er nie, mich durch einen leichten Schlag, oder durch ein Geräusch mit den Lippen, an sich zu erinnern. So auch diesmahl. Brantwein war, gleich der Milch, sein Lieblingsgetränk. Er sah daher der herumgehenden Flasche mit gierigen Blicken nach, indem er bei jedem Zuge, den ein Hottentotte daraus that, seine unruhige Besorgniß verrieth, daß sie vielleicht ganz ausgeleert werden möchte. Zum Muthwillen gestimmt, hatte ich den Einfall, ihm einen Possen zu spielen. Ich ließ ihm also seine Gabe auf einen Teller gießen, und so wie er eben begierig darüber herfiel, schob ich unvermerkt ein Stückchen brennendes Papier hinein, und der Brantwein stand in Flammen. Mein Kees erhob ein lautes Geschrei, indem er zehn Schritte zur Seite flog. Umsonst lockte ich ihn wieder herbei; unwillig verschmähte er alle meine Liebkosungen, und verließ die Gesellschaft, um sich schlafen zu legen.

Von diesem Tage an war er nie wieder zu bewegen, von seinem ehemahligen Lieblingstranke zu kosten.

Am folgenden Morgen schickte ich den Boten, wohlbelohnt für den mir geleisteten wichtigen Dienst, mit meinen Briefen nach dem Kap zurück.

Meine Leute waren jetzt beschäftiget, die Elephanten zu zerlegen, die besten Fleischstücke auszuschneiden und an der Sonne zu trocknen, und das geschmolzene und ausgekochte Fett derselben in Blasen und Gedärmen zu verwahren. Sich mit Fett zu versorgen, ist immer des Hottentotten Sorge, weil er desselben nicht bloß für die Küche, sondern auch, wie wir wissen, zu seinem Anzuge bedarf. Wir hatten nun auch noch besonders einen Vorrath zum Wagenschmier und zur Erhaltung des Riemenzeuges nöthig.

Während dieses Geschäfts wurde ich benachrichtiget, daß man hundert Schritte von meinem Zelte die Fährte eines außerordentlich großen Elephanten bemerkt habe. Ich war alsobald an Ort und Stelle, und da wir fanden, daß die Spur noch frisch sei, so gingen wir ihm nach. Nicht lange, so hatten wir den Elephanten im Gesicht. Ich drückte auf ihn los; allein er fiel nicht. Meine Flinte mußte entweder nicht stark genug geladen gewesen, oder das ungeheure Thier ein undurchdringlicher Felsen sein. Getroffen war er; dies bewies die Wuth, mit welcher er sich gegen uns wandte. Wir waren indeß darauf gefaßt; ein dichtes, undurchdringliches Gebüsch diente uns zur Brustwehr gegen ihn. Zornig stampfte er, da er nichts gegen uns ausrichten konnte, die Erde, und ging davon. Sein Blut floß zwar stark, aber aus der Schnelligkeit, mit der er noch davon lief, schlossen wir, daß er nicht tödtlich verwundet sein könne, und hielten es also für vergebliche Mühe, ihn zu verfolgen. Es war wirk-

lich eine ungeheure Maschine; dem Augenmaße nach mußte er zwölf bis dreizehn Fuß hoch, und jeder seiner Fangzähne wenigstens 120 Pfund schwer sein.

Sobald unser eingesammelter Fleischvorrath hinlänglich gedörrt und eingepackt war, brachen wir wieder auf. Wir mußten jetzt zu dem verwünschten Kaimansloche zurückkehren, wo wir vor zwei Monaten gewesen waren. Meine vorausgesandten Hottentotten brachten die Nachricht, daß wir die Bergkette an einer Stelle, die sie Teufelskopf nannten, übersteigen könnten; dahin nahm also auch unser Zug seine Richtung. Das Ersteigen des Berges ging ganz gut von Statten; als wir aber den Gipfel desselben erreicht hatten, und nun sahen, wie diejenige Seite beschaffen war, wo wir wieder hinab mußten, da standen uns Allen die Haare zu Berge. Es mußte indeß gewagt sein. Ueberzeugt, daß Geduld und Vorsicht alle Hindernisse besiegen können, faßte ich neuen Muth, nahm meine Maßregeln so gut ich konnte, und hatte denn auch endlich, wiewol erst nach unbeschreiblich vieler Arbeit und Angst, die Freude, meine Wagen glücklich hinabgebracht zu sehen.

Wir befanden uns jetzt in einem Thale, Lange-Kloof (das lange Thal) genannt, zwischen zwei rauhen und unfruchtbaren Bergketten, die einen der gräulichsten Erdwinkel bilden, welche die Einbildungskraft sich nur erdenken kann. Welch ein Abstich gegen das fruchtbare und reizende Hutinqua-Land, welches wir gegen diese schauderhafte Einöde jetzt verwechselt hatten! Die ganze diesseitige Bergkette, über welche wir gekommen waren, stand durchaus nackt, schroff und scheußlich da, ohne dem Auge irgend ein grünes Gewächs, geschweige einen Baum oder eine Waldung darzubieten. Die Berge gegenüber zeigten nur hin und wieder einige kümmerliche und ver-

krüppelte Gewächse. Das dazwischen liegende, an manchen Orten sehr enge zusammengepreßte Thal ist wie ein langer und tiefer Bergschlund anzusehn.

Wir zogen dieses gräuliche Thal hinauf, und brachten sechs und vierzig Stunden zu, bevor wir das Ende desselben erreichten. Mehrmahls mußten wir dabei über Flüsse setzen, deren einer, der krumme Fluß genannt, so viele Krümmungen hat, daß wir ihn nicht weniger als zehnmahl in unserm Wege fanden. Hin und wieder sahen wir ein einzelnes Pflanzerhäuschen, das aber eher der Höhle eines wilden Thiers, als einer menschlichen Wohnung glich. Der Luftkreis dieses Schlundes ist so rauh, als die Gegend selbst. Wir hatten, so lange wir uns hier befanden, jeden Morgen Reif und Eis.

Vier bis fünf Meilen weiter kamen wir durch den sogenannten tiefen Fluß, und sechs Meilen von da schlugen wir unser Lager bei der Mündung des Gamtoos auf. Den Namen hat dieser Fluß von einem unglücklichen Schiffshauptmanne, der hier Schiffbruch litt. Ehe wir daselbst ankamen, mußten wir abermahls einen steilen Berg hinab, wobei ich zwei meiner Ochsen einbüßte. Ein Pferd, das vor Entkräftung nicht weiter konnte, hatte ich schon in dem langen Thale zurücklassen müssen.

Welch herrliches Land lag hier nun vor uns ausgebreitet! Mit den rauhen und unfruchtbaren Gegenden, die wir eben zurückgelegt hatten, verglichen, schien es uns ein Wonnegarten zu sein.

Das Vergnügen, welches wir hierüber empfanden, und womit wir uns nach Einbruch der Nacht zur Ruhe legten, wurde bald darauf durch ein verwirrtes Getöse unterbrochen, welches halb Geschrei und halb Gesang zu sein schien, und dessen Urheber nicht sehr weit von

uns entfernt sein konnten. Wer diese aber sein mochten, ob Hottentotten oder Kaffern, konnten wir nicht erra, then. Im letzten Falle hatten wir alle Ursache, auf unserer Hut zu sein. Nicht, als wenn die Kaffern wirklich jene blutgierigen Barbaren wären, wofür man sie fälschlich ausgeschrien hat — meine Leser werden sie in der Folge von einer viel bessern Seite kennen lernen — sondern weil die Pflanzer, durch ungerechtes und unmenschliches Verfahren, sie zum Zorn und zur Rache gereizt haben. Ich mußte also, meiner weißen Haut wegen, besorgen, für einen ihrer Feinde angesehen, und als ein solcher von ihnen behandelt zu werden.

Um Gewißheit zu erhalten, und zugleich auf jeden Fall gefaßt zu sein, ließ ich meine Leute sich bewaffnen, und schickte zwei meiner Hottentotten auf Kundschaft aus. Diese kehrten bald mit der Nachricht zurück, daß es eine Horde Hottentotten sei, die sich lustig mache. Wir hatten also nichts zu besorgen, und legten uns ruhig wieder nieder.

Am folgenden Morgen gab ich einigen meiner Leute Erlaubniß, ihre Landsleute zu besuchen, indeß ich selbst das Vergnügen der Jagd in vollem Maße genoß. Es waren hier Vögel von wunderschönen Farben, die ich noch nie gesehen hatte; es wimmelte von Fasanen, und das Geschlecht der Gazellen, besonders der sogenannten Buschböcke, war hier so zahlreich, daß es weder Mühe, noch Kunst kostete, sich ihrer zu bemächtigen.

Nach geendigter Jagd verfügte auch ich mich zu der Hottentottenhorde. Unsere Bekanntschaft war bald gemacht, und wir gingen von Stunde an mit einander um, als wenn wir alte Freunde gewesen wären. Sie, welche reich an Vieh waren, beschenkten mich mit einigen Schafen, in der Folge auch mit einem Paar sehr schöner

Zugochsen; ich aber gab ihnen Tabak, Feuerstahl und Messer. Ihre Weiber versorgten uns nachher jeden Abend mit einer Menge Milch; ich aber übernahm es, sie mit Wildbret zu versehen. Dies konnte mir nicht schwer fallen, weil, außer anderm Wilde, auch die Büffel in dieser Gegend so gemein waren, daß ihre Erlegung mir wenig Mühe machte.

Das Band gegenseitiger Freundschaft zwischen diesen gutmüthigen Wilden und mir, wurde mit jedem Tage fester geknüpft. Sie unternahmen nichts, ohne mich erst zu Rathe zu ziehn; ich aber diente ihnen mit Rath und That, wo ich nur konnte. Eines Tages beklagten sie sich, daß die Hiänen, deren es hier eine Menge gab, eine große Verwüstung unter ihren Herden anrichteten; mir hatten sie gleichfalls einen Ochsen zerrissen. Um uns nun von diesen argen Gästen auf einmahl zu befreien, lud ich sie auf den folgenden Tag zu einer allgemeinen Jagd ein, und der Vorschlag wurde willig angenommen.

Frühmorgens fanden sich ihrer wenigstens hundert, alle mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, bei meinem Zelte ein. Meine Leute, ich und meine Hunde gesellten uns ihnen bei, und so fingen wir an, die ganze Gegend zu durchsuchen. Wir durften hoffen, alle Hiänen, die in dieser Landschaft hauseten, mit einem Mahle zu vernichten; aber wir erlegten deren gleichwol nicht mehr als drei. Vermuthlich hatte der Lärm, den so viele Menschen machten, die übrigen verscheucht, und sie fanden sich auch, so lange wir hier gelagert blieben, nicht wieder ein, so daß unser Vieh nachher völlig sicher blieb.

Einige Tage nachher wurden wir durch einen Lärm erschreckt, der leicht ernsthaftere Folgen hätte haben können. Ein fürchterliches Geräusch weckte uns, mitten in

der Nacht, aus dem Schlaf, und als wir uns nach der Ursache davon umsahen, erblickten wir eine Herde Elephanten, die neben unserm Lager vorbeizog. Ihre Zahl belief sich auf einige Hundert. Wir Alle, mich selbst nicht ausgenommen, wurden dadurch sehr erschreckt, und ich brauche wol nicht erst zu versichern, daß wir uns wohl in Acht nahmen, diesem furchtbaren Heere den freien Durchzug zu versagen. Mein Lager, mein Vieh, meine Wagen, ich und alle meine Leute würden in einem Augenblicke zermalmt worden sein. Glücklicher Weise nahmen sie keine Bemerkung von uns, und mein Lager blieb verschont.

Mit Anbruche des Tages kamen unsere Nachbaren, die Hottentotten, zu uns. Sie hatten den nämlichen Schrecken gehabt, und warnten mich, auf diese Art von Elephanten, die viel fürchterlicher, als andere, wären, ja keine Jagd zu machen; ihr Fleisch sei überdies ungesund, verursache Geschwüre, mit Einem Worte, es wären rothe Elephanten. Rothe Elephanten! Davon hatte ich nie etwas gelesen, oder gehört. Meine Neugierde war gereizt; ich suchte sie zu befriedigen.

Die Elephanten hatten sich nach einem Platze begeben, der rings umher mit dickem Buschwerke umgeben war. Sie hier anzugreifen, würde tollkühn gewesen sein. Um daher zu meinem Zweck zu gelangen, nahm ich folgende Maßregeln. Ich ließ die Hottentotten sich um sie herumziehn, und gebot ihnen, in gewissen Entfernungen das trockne Gras umher in Brand zu stecken, und dann einige Schüsse zu thun, um das feindliche Heer dadurch zu bewegen, seine Flucht nach derjenigen Seite zu nehmen, wo ich mit meinen besten Schützen auf einem Felsen gegen jeden Angriff sicher stand.

Meine Befehle wurden genau befolgt. Durch das

Feuer des brennenden Grases und durch das Schießen erschreckt, ergriff das Elephantenheer die Flucht nach meiner Gegend hin, und hier wurde es durch ein Dutzend Schüsse empfangen, die es in eine Unordnung, in eine Wuth versetzten, welche ich zu beschreiben umsonst versuchen würde. Einer derselben wurde, wie man aus der Art seines Brüllens schließen konnte, tödtlich von uns verwundet; wir konnten daher gewiß sein, daß er uns, auch wenn wir ihn nicht verfolgten, zu Theil werden würde. Ich rief also meine Leute zurück, und begab mich mit ihnen wieder nach dem Lager.

Ich hatte nunmehr wirklich mit meinen eigenen Augen gesehen, daß die Farbe dieser Elephanten röthlich war; aber ich gerieth hierüber auf folgende Vermuthung. Da der Boden in dieser Gegend überall die nämliche rothe Farbe hatte, und die Elephanten sich gern an feuchten und sumpfigen Oertern aufzuhalten, und gleich den Schweinen, sich darin zu wälzen und zu lagern pflegen, so fiel mir ein, daß dies vielleicht die Ursache ihrer Röthe sein dürfte. So war es denn auch wirklich. Denn als wir am folgenden Tage den Wald durchsuchten, fanden wir den angeschossenen Elephanten todt liegen, und überzeugten uns bald durch den Augenschein, daß meine Vermuthung über die rothe Farbe völlig gegründet gewesen war.

Und nunmehr glaubten wir auch nicht mehr an die vorgegebene Ungesundigkeit des Fleisches dieser Elephanten. Wir aßen davon, nicht bloß ohne alle Besorgniß, sondern auch ohne alle nachtheilige Folgen. Ich habe nachher oft mit Pflanzern darüber geredet, um ihnen die rothen Elephanten und die vermeinte Gefahr, die mit dem Essen ihres Fleisches verbunden sein soll, aus dem Kopfe zu bringen; aber umsonst! das Vorurtheil steckte

so tief, daß alle meine Belehrungen nichts darüber vermochten.

Der geschossene Elephant war ein Weibchen, nur neun Fuß, drei Zoll hoch. Einer seiner Fangzähne wog dreißig, der andere nur zehn Pfund. Diese Ungleichheit findet man gewöhnlich bei ihnen, der linke Zahn ist fast immer kleiner, als der rechte, vermuthlich deßwegen, weil jener mehr als dieser gebraucht wird, indem sie ihr Futter durch Hülfe des Rüssels allemahl von der Linken zur Rechten ins Maul stecken, auch nur mit dem linken Zahne in der Erde zu wühlen pflegen.

16.

Einige Nachrichten von Elephanten. Vertheidigungs-Anstalten gegen einen besorgten Anfall der Kaffern.

Die Elephantenjagd zog mich jetzt mehr als jede andere an. Trotz der fürchterlichen Beschreibungen, die man von diesem Riesenthiere so oft gemacht hat, fand ich die Jagd desselben viel weniger gefährlich, als unterhaltend, das Thier selbst lange nicht so furchtbar und so verschlagen, als man es zu schildern pflegt. Freilich, wenn Jemand die Tollkühnheit hätte, einen Elephanten auf freiem Felde anzugreifen, so würde er, wenn er anders ihn nicht auf den ersten Schuß erlegte, ohne Rettung verloren sein. Der schnellste Lauf eines Pferdes kommt nicht dem Trabe eines wüthenden Elephanten bei, wenn er seinen Feind in der Ebene verfolgt. Ehe man daher einen Angriff auf ihn thut, muß man sich nach einem Sicherheitsorte umgesehen haben, um erforderlichen Falls seine Zuflucht dahin nehmen zu können. Bei dieser Vorsicht ist die Elephantenjagd ein wahres

Spiel, wobei der Jäger funfzig gegen eins setzen kann, daß er gewinnen werde.

Die Nachrichten, welche Sparrmann darüber gesammelt hat, stimmen mit dieser meiner eigenen Erfahrung größtentheils überein. Hier sind einige derselben.

»Zwei Bauern, welche Tags zuvor einen Elephanten erlegt hatten, erzählten mir, wie es dabei hergegangen sei, mit folgenden Worten. Es war schon gegen Abend, als sie ihn erblickten, und ungeachtet Beide nie einer Elephantenjagd beigewohnt, ja sogar niemahls ein solches Thier selbst gesehen hatten, so beschlossen sie doch, ihm nachzusetzen. Es war gerade keiner der größten, denn diese erreichen wol eine Höhe von 15 bis 16 Fuß: dahingegen die Höhe von diesem 11 bis 12 Fuß betrug; aber auch so war er groß genug, um Roß und Reiter durch seine Riesengröße zu erschrecken.«

»Die Wagehälse folgten ihm indeß, bis er ihnen schußgerecht war. Dann sprang der Eine vom Pferde, versicherte sich des Zügels, stemmte den Ladestock mit der linken Hand gegen die Erde, legte die schwere Muskete darauf, und schoß. Kaum hatte er sich hierauf wieder aufs Pferd geschwungen, und dies umgewandt, als der Elephant ihm schon auf der Fährte war. Dieser machte ein so durchdringendes Geschrei, daß es Jenem durch Mark und Bein drang. Sein Pferd that dabei einige Sätze, und sprengte mit ungewöhnlicher Schnelligkeit von dannen. Mittlerweile kam der Jäger wieder zur Besonnenheit, und lenkte sein Pferd eine Anhöhe hinauf, wohin der Elephant, seines schweren Körpers wegen, ihm nicht mit gleicher Geschwindigkeit folgen konnte. Sein Gefährte erreichte dadurch den Vortheil, dem Thiere auf die Seite zu kommen, wo er glaubte, nach dem Herzen oder den großen Lungenschlagadern zielen

zu können. Er traf aber doch keine gefährliche Stelle, weil sein Pferd zu unruhig war.«

»Der Elephant kehrte sich nunmehr gegen diesen zweiten Schützen, konnte ihn aber noch weniger erreichen, weil er sich des Vortheils, eine noch steilere Anhöhe hinaufzujagen, zu bedienen Gelegenheit hatte. Beide Jäger vereinigten sich jetzt; der eine hielt das Pferd des Andern, und dieser gab hierauf dem Elephanten den dritten Schuß. Auch dieser war noch nicht hinreichend, ihn vom Verfolgen abzuschrecken; aber der vierte benahm ihm den Muth, und erst der achte das Leben. Verschiedene geübte Elephantenjäger haben mir indeß versichert, daß ein einziger Schuß hiezu oft hinreichend sei. Allein dazu wird denn auch erfodert, daß die Büchse weit genug sei, um eine aus Zinn und Blei gegossene Kugel von $1/6$, wenigstens $1/8$ Pfund Holländischen Gewichts einzunehmen, und daß das Gewehr gut genug geschäftet sei, um einen so viel stärkern Schuß Pulver aushalten zu können.«

»Je größere Zähne die Elephanten haben, und je älter sie sind, desto schwerfälliger sind sie auch, und desto leichter kann ein geübter Jäger es mit ihnen aufnehmen. Bei heißem Sonnenscheine hat man sie oft so kraftlos gefunden, daß man die Dreistigkeit gehabt hat, sich ihnen zu Fuße zu nähern und auf sie zu schießen. Dies wagen besonders die im Schießen geübten und zu diesem Ende gewöhnlich mitgenommenen Hottentotten; denn diese können in ihrer Pelzbekleidung behender hinzuschleichen, sich auch geschwinder durch Laufen retten; ja man glaubt nicht ohne Grund, daß sie in den Augen der Elephanten sowol, als anderer wilden Thiere, nicht so verdächtig als die Weißen sind, auch den Thieren, ihres von den Fellen, dem Beschmieren und dem

Buchupulver herrührenden Geruchs wegen, nicht sehr auffallen.«

»Wenn der Elephant schwer verwundet ist, macht er keinen Versuch mehr, sich gegen seinen Feind zu vertheidigen, bisweilen sogar nicht einmahl zu entfliehen; sondern steht still, um sich mit dem Wasser, welches er in seinem Rüssel aufzubewahren pflegt, zu bespritzen und abzukühlen. Kommt er alsdann zu einem Flusse, so saugt er zu gleichem Zwecke von neuen Wasser ein. Sie schwimmen auch, trotz ihrer schweren Masse, leicht durch einen solchen hin. Denn ungeachtet sie dabei mit dem Kopfe, wie mit dem ganzen Körper, beinahe völlig unter die Oberfläche des Wassers niedersinken, so laufen sie doch weniger Gefahr zu ersaufen, als andere Landthiere, weil sie den langen Rüssel hoch über das Wasser emporrecken können, um Luft damit zu holen.«

»Die Zähne sind es allein, um welcher willen die Pflanzer ihnen nachstellen. Das Fleisch gebrauchen sie nur für ihre Dienstleute, ihre Sklaven und Hottentotten. Sie selbst halten es beinahe für eben so abscheulich, Elephanten-, als Menschenfleisch zu essen, weil, wie sie sagen, dieses Thier so verständig ist, daß es, wenn es schwer verwundet ist, und sieht, daß es nicht entkommen kann, gewissermaßen weinen und Thränen vergießen soll. — Die großen Elephantenzähne wiegen zuweilen 100 bis 150 Pfund. Da nun jedes Pfund von der Regierung mit einem Gulden bezahlt wird, man also mit einem einzigen Schusse 300 Gulden oder 150 Thaler verdienen kann, so ist's kein Wunder, daß die Elephantenjäger oft so große Wagehälse sind.«

»Es ist zu bewundern, daß die Regierung keine Versuche anstellt, die Elephanten, wie in Indien, zu zähmen, um sie zu Lastthieren zu gebrauchen. Sie ko-

sten freilich viel zu unterhalten, aber der Nutzen, den sie leisten, ist denn doch überwiegend groß. In Indien bekommt ein Elephant täglich 100 Pfund Reiß, theils roh, theils gekocht und mit Zucker und Milch zubereitet; überdies giebt man ihm, nach Büffon's Zeugniß, noch Arrack und Pisang. Da aber diese Thiere im Zustande der Wildheit weder Zucker noch Arrack bekommen, so ist es wol eben so unnöthig, ihnen dergleichen zu geben, als sie, wie in Pegu, aus goldenem Geschirre saufen, und ihnen von vornehmen Herren aufwarten zu lassen. Büffon berechnet Das, was ein wilder Elephant täglich an Gras, Zweigen und Wurzeln verzehrt, auf 150 Pfund. Ein in dem Thierpferche zu Versailles im vorigen Jahrhunderte befindlicher Elephant erhielt täglich achtzig Pfund Brot, zwei Eimer zusammengerührtes Getränk und zwölf Flaschen Wein. Dieser Elephant starb im siebzehnten Jahre, vermuthlich weil er zu überflüssiges, ihm unnatürliches Futter erhielt; denn gewöhnlich setzt man das Alter dieser Thiere auf 150 bis 300 Jahre und darüber. Wein und andere starke Getränke, die er in seinem natürlichen Zustande nicht kennt, müssen dem Elephanten nothwendig mehr schädlich, als gedeihlich sein.«

»Die Vortheile, welche man in Indien von den Elephanten als Hausthieren hat, sind sehr groß. Der Elephant ist gelehrig, verständig und gehorsam. Seine Stärke ist der ungeheuern Größe seines Körpers angemessen. Mit dem Rüssel soll er eine Last von 200 Pfund aufheben und sich auf die Schultern legen können. Mit seinen langen Zähnen kann er Bäume auswurzeln, und mit seinem wunderbaren Rüssel, der die Stelle einer Hand vertritt, auf eine behende Weise Knoten auflösen, Schlösser aufschließen, und das kleinste Stück Geld vom

Boden aufnehmen. Diese Thiere können nicht bloß auf dem Rücken, sondern auch auf dem Halse, mit ihren Fangzähnen, ja sogar mittelst Stricke, welche sie zwischen die Zähne zu fassen wissen, im Maule Lasten tragen. Indem sie Verstand mit Stärke verbinden, hüten sie sich sorgfältig, die ihnen anvertrauten Sachen zu beschädigen. Sie setzen sie behutsam auf die ihnen angewiesene Stelle nieder, und versuchen hernach mit dem Rüssel, ob sie gehörig feststehn; ist's eine Tonne, die nicht still liegen will, so suchen sie einen Stein und dergleichen, um ihn dagegen zu legen. Es ist daher kein Wunder, daß ein so nützliches Thier mit 10,000, ja 36,000 Franken (2500 — 9000 Rthlrn.) bezahlt wird."

Die außerordentlichen Beispiele von der Ueberlegung und dem Verstande zahmer Elephanten, welche Sparrmann aus Reisebeschreibungen anführt, scheinen mir das Gepräge der Erdichtung zu haben. Ich wenigstens fand, wie ich schon oben angemerkt habe, bei den wilden Elephanten nichts, was dem ähnlich war.

Am 11ten September verließ ich die reizenden Ufer des Gamtoos, wo ich für meine Sammlung von Naturseltenheiten eine sehr reiche Ernte gehabt hatte. Ich hatte die Hottentottenhorde von meiner Abreise benachrichtiget; sie waren untröstbar darüber. Auch ich trennte mich ungern von ihnen. Wie war es doch möglich, sagte ich, während meines Umgangs mit ihnen, oft zu mir selbst, daß man diese guten Menschen so sehr verkennen und als blutgierige Barbaren verschreien konnte? Mir flößte ihre Sanftmuth, ihre Einfalt und ihr ganzes zutrauliches Wesen gleich von Anfang an das größte Vertrauen ein; und ich habe in der Folge nie Ursache gehabt, die gute Meinung, die ich von ihnen gefaßt hatte, wieder zurückzunehmen.

Die ganze Horde begleitete mich bis zum Larifluß, zwei und eine halbe Meile von dem Orte, wo wir bis jetzt gelagert gewesen waren. Hier machten wir Halt, um uns zu trennen; ich aber beschenkte meine guten Freunde erst noch mit einigen Gläsern Brantwein und mit etwas Tabak. Die Weiber derselben hatten große Lust, uns gar nicht zu verlassen; allein dies Uebermaß von Wohlwollen mußte ich ablehnen. Mit einer einzigen von ihnen glaubte ich jedoch eine Ausnahme machen zu müssen. Diese, welche unter allen die Fleißigste war, sich bisher meiner Kühe und Ziegen angenommen, auch meine Wäsche sehr ordentlich besorgt hatte, wurde von meinem guten Klaas zum Weibe begehrt. Beide waren darüber schon einverstanden; und ich würde also, hätte ich sie trennen wollen, Beider Herzen zerrissen haben. Dies konnte ich nicht. Dazu war mein ehrlicher Klaas mir zu lieb und theuer geworden. Ich willigte also in ihre Verbindung, und so blieb sie bei uns. Ich gab dieser Frauensperson den Namen Rahel, und sie besorgte nun ferner diejenigen Dinge im Lager, die sie bisher geleistet hatte. Wir haben sie auch bis ans Ende unserer Wanderschaft bei uns behalten.

Zu wie vielen nützlichen Erfindungen und Verfahrungsarten hat nicht der bloße Zufall Anlaß gegeben! Auch ich verdankte ihm heute eine Erfahrung, die mir auf meiner fernern Reise sehr wohl zu Statten kam. Die Hottentotten hatten mich beim Abschiednehmen noch mit einem guten Vorrathe frischer Milch beschenkt; und ich ließ den Krug, der beinahe davon voll war, auf meinen Wagen stellen, um mich unterweges damit zu erfrischen. Wir hatten aber an diesem Tage ein schweres Donnerwetter, welches an sich schon die Stelle einer Erfrischung vertrat, und mir die Milch aus dem Ge-

dächtnisse brachte. Als wir nun unsere Tagereise vollbracht, unsere Nachtfeuer angezündet hatten, dachte ich meine Leute damit zu bewirthen; allein es fand sich, daß sie ganz zusammengelaufen war. Ich ließ sie in einen Kessel gießen, um sie den Hunden vorzusetzen; und siehe! da fand man, daß die zusammengelaufenen Klumpen die schönste Butter waren. Die Bewegungen und Stöße des Wagens hatten die Stelle des Butterns vertreten. Diese Erfahrung verschaffte mir den großen Vortheil, daß ich nachher, während meiner ganzen Reise, fast immer frische Butter und einen Vorrath von Buttermilch hatte, deren beständiger Genuß wol nicht wenig dazu beitrug, daß ich immer so gesund und munter blieb. Wahrscheinlich haben wir die erste Erfindung des Buttermachens einem ähnlichen Zufalle zu verdanken.

Am folgenden Tage mußten wir, eines abermahligen heftigen Gewitters wegen, still liegen. Es stürzten Schlossen, wie Hühnereier groß, herab, und ich sah mich genöthiget, eine meiner Ziegen, welche tödtlich dadurch verwundet wurde, abzuschlachten; ein Verlust, der um so viel unangenehmer war, da sie in Begriff stand, Junge zu werfen.

Auf unserer nächsten Tagereise stießen wir abermahls auf einen, aus ungefähr zehn Hütten und etwa sechzig Personen bestehenden, Hottentottenkraal. Die Bewohner desselben riethen mir, nicht, wie ich gesonnen war, über den Buschmannsfluß zu gehn, sondern meine Richtung, die nach dem Kafferniande ging, zu ändern, mich linker Hand zu halten, und tiefer landeinwärts zu dringen, um den herumstreifenden Kaffern auszuweichen, die, ihrer Aussage nach, überall Schrecken, Verwüstung und Tod durch Feuer und Schwert verbreiteten. Diese Nachricht machte mich stutzig; ich be-

rathschlagte mich mit meinen Leuten, und wir faßten folgenden Entschluß, den Kaffern durch einen Umweg auszuweichen, aber auch zugleich, da wir ihnen, jenen Nachrichten zufolge, schon nahe sein sollten, Tag und Nacht auf unserer Hut zu sein, und um nicht plötzlich überfallen werden zu können, von nun an uns nicht anders als in offenen Gegenden zu lagern; unsere weidenden Ochsen sollten jedesmahl von vier Mann bewacht, die Pferde in der Nähe des Lagers an Pfähle gebunden, und meine größte Flinte immer geladen sein; drei Flintenschüsse, in gleichen Zwischenzeiten abgeschossen, sollten Allen, die abwesend wären, zum Zeichen einer herannahenden Gefahr dienen.

Nachdem ich diese Vorsichtsanstalten verabredet hatte, ritt ich, von zweien meiner bewaffneten Leute begleitet, in der Gegend umher, um zu untersuchen, ob der Feind sich irgendwo verborgen halte. Unsere Absicht war, den ersten Kaffer, den wir aufspüren würden, entweder lebendig zu fangen, oder, wenn uns dies nicht gelingen sollte, ohne Gnade niederzuschießen, damit er uns nicht verrathen könne. Allein wir fanden keinen; und ich beschloß daher, am folgenden Morgen weiterzureisen.

Die vorerwähnte Hottentottenhorde, welche diese Gegend, aus Furcht vor den Kaffern, gleichfalls verlassen wollte, bat mich um Erlaubniß, sich unserm Zuge anschließen zu dürfen, um unter unserm Schutze zu reisen. Dies kam mir sehr erwünscht; ich fand indeß für gut, erst zum Schein einige Schwierigkeiten zu machen, und das sowol um dieser Hottentotten, als um meiner Leute willen; nämlich um jene desto abhängiger von mir zu machen, wenn ich ihnen zeigte, daß ich ihres Beistandes nicht nöthig zu haben glaubte, und um diesen durch mein scheinbares Vertrauen zu unsern eigenen

Kräften um so viel mehr Muth einzuflößen. Sobald ich endlich meine Einwilligung gegeben hatte, waren die Hütten der Hottentotten in weniger als zwei Stunden aus einander genommen, zusammengepackt, und mit ihrer ganzen übrigen Habe den Ochsen aufgeladen. Und so traten wir unsern Marsch an.

Die Hälfte der Hottentottischen Männer, mit ihrer ganzen Herde, von zweien meiner wohlbewaffneten Leute begleitet, mußte den Vortrab machen. Diesen gab ich eins meiner Pferde mit, um, wenn irgend ein Vorfall sich ereignete, desto geschwinder davon benachrichtiget zu werden. Auf diese ließ ich, nach einem weiten Zwischenraume, unser eigenes Vieh, die Weiber und Kinder der Horde, auf ihren Ochsen reitend, die übrigen Männer und sechs meiner Jäger, zur Begleitung, folgen. Ich selbst, auf meinem besten Pferde, war bald vorn, bald hinten, bald auf der einen, bald auf der andern Seite, um die Augen überall zu haben.

Ich war von oben bis unten bewaffnet, hatte ein Paar doppelläufige Pistolen in den Beinkleidertaschen, ein Paar andere im Gürtel, eine doppelläufige Flinte auf dem Sattelknopfe, einen großen Säbel an der Seite, und einen Dolch im Westenknopfloche. Ich konnte also zehn Schüsse hinter einander thun. Diese vielfache Bewaffnung fiel mir anfangs beschwerlich; allein ich gewöhnte mich daran, und in der Folge trug ich sie immer; dies sowol zu meiner eigenen Sicherheit, als auch weil das Vertrauen und der Muth meiner Leute dadurch gestärkt wurden.

Unser Zug hatte ein sonderbares, angenehmes und, ich möchte sagen, prächtiges Ansehn. Die Krümmungen, welche Felsen und Gebüsche sie zu machen zwangen, gaben der langen Reihe in jedem Augenblicke eine

andere Gestalt. Bald konnte ich sie ganz, bald wiederum nur einen Theil von ihr übersehen. Die Weiber ließen ihre Kinder saugen oder essen; einige von diesen lachten oder sangen, andere weinten; die Männer rauchten ihre gesellige Pfeife, und plauderten mit einander; Furcht und Aengstlichkeit waren verbannt; Alle glaubten unter meinem Schutze vollkommen sicher zu sein.

Ich selbst war weniger ruhig, schaute überall ausspähend umher, und stellte über meine sonderbare Lage ernsthaftere Betrachtungen an. Ueber zwei tausend Deutsche Meilen von Paris entfernt, der Einzige meiner Art mitten unter wildfremden und rohen Menschen, den Anfällen reißender Thiere und racheathmender Wilden ausgesetzt, war ich der Anführer einer ganzen zahlreichen Horde, die sich, mitten in einer unermeßlichen Wüste, meinen Befehlen blindlings unterworfen hatte und mir gehorchte, ungeachtet sich so Mancher darunter befand, der an Körperkraft mir weit überlegen war. Aber auch hier, wie überall, war es nicht der Stärkste, sondern der Geschickteste und Klügste, welcher herrschte.

So zogen wir dahin, bis wir den Kugafluß erreichten, wo ich Halt machen und das Lager aufschlagen ließ.

17.

Fortgesetzte Reise bis zum kleinen Fischfluß. Trennung von der Hottentottenhorde. Zusammenkunft mit einem gegen die Kaffern zu Felde liegenden Haufen Pflanzer.

Nach einigen Tagen, die wir still gelegen hatten, setzten wir unsere Wallfahrt längs des Kugaflusses, und zwar in der nämlichen Ordnung fort, wie wir angefangen hatten. Wir waren noch nicht weit gekommen, als mein Vortrab anhielt, und mir sagen ließ, daß man

menschliche Fußstapfen im Sande bemerke, von welchen man glaube, daß sie von Kaffern herrührten. Der Gedanke an die Kaffern stellte sich bei diesen Furchtsamen immer zuerst ein. Ich eilte selbst sogleich hin zur Stelle, fand die Spur zwar nicht ganz frisch, ließ aber doch, um sicher zu gehn, Halt machen, und unser Vieh, wie wir jetzt, so oft wir uns lagerten, immer thaten, mit einem Verhacke umgehauener Bäume einschließen. Dann ging ich mit meinen beherzten Jägern auf Kundschaft aus.

Ungefähr eine Stunde folgten wir der Spur, und kamen an einen Platz, wo die Wilden wahrscheinlich die letzte Nacht zugebracht hatten. Wir fanden nämlich allda ein noch nicht ganz erloschnes Feuer, und rings umher abgenagte Schafsknochen. Dieser letzte Umstand ließ vermuthen, daß es keine Kaffern gewesen wären, weil diese keine Schafe haben. Sie konnten indeß dergleichen geraubt haben; und ich beschloß daher, der Spur noch weiter zu folgen. Aber da wir nach langem Umherirren nichts entdeckten, und gar zu weit von dem Lager uns zu entfernen bedenklich fanden, so kehrten wir unverrichteter Sache wieder dahin zurück.

Die Nacht ging ruhig vorüber; allein der folgende Tag führte einen so anhaltenden Regen herbei, daß wir nicht aufbrechen konnten, sondern liegen bleiben mußten. Tags darauf setzte sich die Gesellschaft wieder in Bewegung; allein der verzweifelte Kugafluß durchkreuzte unsern Weg so oft, daß wir nur sehr langsam fortrücken, also auch nur eine kleine Tagereise machen konnten. Die jedesmahlige Einrichtung und Versorgung unsers Lagers verursachten jetzt immer viel Mühe und Arbeit. Da mußte dürres Holz, zu vielen, die Nächte hindurch zu unterhaltenden Feuern gesucht, da mußten Bäume zum Ver-

hacke gefällt, da mußte Futter für mehr als hundert Stück Vieh, und Speise für eine fast eben so große Anzahl von Menschen geschafft werden; dies Alles machte uns jedesmahl viel zu thun.

An dem Orte, wo wir uns diesmahl gelagert hatten, gab es sehr viele Perlhühner, und unsere Küche wurde reichlich damit versorgt, ohne daß es mir einen Schuß Pulver kostete. Unsere Hunde griffen sie, und wir hatten dabei nichts zu thun, als sie ihnen abzunehmen. In der Nacht hörten wir zwar das Gebrüll der Löwen, erhielten aber keinen Zuspruch von ihnen.

Am folgenden Tage setzten wir unsern Marsch bis an den Sonntagsfluß fort. Hier mußten wir wieder still liegen, um erst Flößen zum Uebersetzen zu machen. Ich vermehrte unterdeß meine Sammlung von Vögeln mit verschiedenen Seltenheiten.

Am ersten Oktober, da Menschen, Thiere, Wagen und Geräthschaften glücklich über den Fluß gebracht waren, setzten wir unsere Reise fort. Die sogenannten Schneeberge, auf welchen der Sonntagsfluß entspringt, blieben uns linker Hand gegen Norden liegen; der Fluß selbst ergoß sich sechs Meilen weit unter uns ins Meer. Unser nächstes Nachtlager nahmen wir bei einem großen Wasserpfuhle. Die vielen Feuer, die wir des Nachts über zu unterhalten pflegten, kamen uns diesmahl sehr zu Statten; denn verschiedene Hiänen und einige Löwen kamen ganz nahe an unser Lager, und würden gewiß einen Angriff auf uns gewagt haben, wenn der Anblick des Feuers sie nicht zurückgehalten hätte. Unser Vieh wurde dadurch gar sehr beunruhiget, und wir sahen uns genöthiget, die ganze Nacht über wach zu bleiben, um unsere Feinde, die sehr hungrig zu sein schienen, durch häufiges Schießen in ehrerbietiger Entfernung zu halten.

Ich übergehe einige Tagereisen, an welchen sich nichts Merkwürdiges ereignete, und nehme den Faden meiner Reisegeschichte da wieder auf, wo wir durch ein nächtliches Abenteuer beunruhiget wurden.

Wir hatten uns am Fuße einer Bergkette gelagert, und, wie gewöhnlich, unsere Nachtfeuer angemacht. Dadurch herbeigelockt, näherte sich uns ein Trupp — ob Kaffern oder Hottentotten, wußten wir noch nicht — den unsere Hunde witterten, und darüber ein so gräuliches Gebell erhoben, daß das ganze Lager in Bewegung kam. Unsere Gefährten, welchen überall, mithin auch jetzt, feindselige Kaffern vorschwebten, schlugen vor, daß wir sogleich das Lager verlassen, und uns in die nahe gelegenen Büsche verstecken möchten. Allein dieser Vorschlag wurde von mir, von meinem lieben Klaas und dem ehrlichen alten Swanepoel mit Verachtung abgewiesen. Letzter schwur, daß er, wie's auch immer gehen möchte, mir zur Seite bleiben und zu meiner Vertheidigung seinen letzten Blutstropfen verspritzen wolle. Unterdeß wir nun so zu Rathe gingen, ließ sich durch die Finsterniß der Nacht eine menschliche Stimme hören, die auf gebrochen Holländisch bat, daß wir die Hunde zurückrufen möchten. Selbst die feigen Memmen unter uns merkten nun wol, daß wir mit Hottentotten zu thun hätten; die Hunde wurden also zurückgerufen, und den unbekannten Fremden die Erlaubniß, sich uns zu nähern, ertheilt. Es waren überhaupt funfzehn Männer, nebst verschiedenen Weibern und Kindern.

Auch diese waren auf der Flucht vor den Kaffern. Da ich äußerst begierig war, die Ursache und die näheren Umstände eines Krieges zu erforschen, der in diesem Lande jetzt überall Unruhe und Furcht verbreitete, und

von dem ich nur gar zu sehr zu besorgen hatte, daß ich mit darein verwickelt werden würde, so unterhielt ich mich darüber die ganze Nacht hindurch mit meinen Gästen, und erhielt die Bestätigung von Dem, was ich schon längst vermuthet hatte. Nicht die Kaffern, ein zu gutmüthiges und friedliebendes Volk, um Andere ohne Ursache anfallen zu können, sondern die Pflanzer waren die Urheber dieser Fehde. Die Unterdrückungen und Grausamkeiten der Letzten hatten die Geduld der Kaffern erschöpft, und sie übten jetzt bloß das Vergeltungsrecht gegen Jene. Die sogenannten Buschhottentotten, welchen jede Gelegenheit zu rauben willkommen ist, hatten sich zu ihnen geschlagen, und sie zu bereden gewußt, bei ihren Feindseligkeiten gegen die Pflanzer zugleich die schuldlosen und friedfertigen Hottentotten mit zu befehden, indem sie ihnen diese als Kundschafter und Bundesgenossen Jener schilderten. So mußte also der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden!

Es war mein heißester Wunsch, mich zum Friedensstifter zwischen beiden Parteien aufzuwerfen, um dem Blutvergießen ein Ende zu machen, und um nicht in die Nothwendigkeit zu gerathen, selbst feindselig gegen Menschen verfahren zu müssen, die mir nie etwas zu Leide gethan hatten. Ich wollte in dieser Absicht geradezu ins Land der Kaffern ziehn, und mir dadurch, daß ich ihnen Vertrauen bewies, ihr eigenes Zutrauen erwerben; und ich bin vollkommen überzeugt, daß ich meine Absicht gewiß erreicht haben würde. Allein meine furchtsamen Gefährten waren schlechterdings nicht zu bewegen, darein zu willigen. Dies schien mir noch verzeihlich zu sein; aber daß sogar der Anführer der Pflanzer, den ich einige Tage nachher sprach, meinen gutgemeinten Plan verwarf, und mir zur Ausführung dessel-

ben alle Mitwirkung und Hülfe versagte: das fand ich in hohem Grade niederträchtig und schändlich.

Was meiner Begierde, ins Land der Kaffern einzudringen, den höchsten Grad von Lebhaftigkeit gab, war die Nachricht, die ich von einem an der Kafferküste verunglückten Englischen Schiffe erhielt. Man sagte mir, daß ein Theil der unglücklichen Besatzung dieses Schiffs den Kaffern in die Hände gefallen, und größtentheils von ihnen ermordet sei. Die Uebrigen sollten, laut ebendieser Nachricht, sich in die Wälder geflüchtet haben, und daselbst in Gefahr schweben, entweder vom Hunger aufgerieben, oder von den Kaffern umgebracht zu werden. Unter diesen Unglücklichen befanden sich verschiedene meiner Landsleute, Französische Offiziere, die als Kriegsgefangene nach Europa gebracht werden sollten.

Mein Herz floß bei dieser Nachricht von Mitleid über. Ich brannte vor Begierde, die Nothleidenden zu retten, war von der Möglichkeit, es zu können, überzeugt, und — sollte nun dennoch auf die Erfüllung einer so heiligen Pflicht der Menschlichkeit Verzicht thun. Meine feigherzigen Begleiter waren durchaus nicht für meinen Plan zu gewinnen. Ich wandte Bitten, ich wandte Vorwürfe und Drohungen an: umsonst! sie blieben unbeweglich, und es kam am Ende zu einem förmlichen Aufstande gegen mich. Einen von ihnen mußte ich dadurch, daß ich ihm das Pistol auf die Brust setzte, zur Ruhe bringen. Die ganze Horde erklärte mir: sie wären frei, und würden nebst den neuangekommenen Hottentotten mich sogleich verlassen. Sogar meine eigenen Leute, bis auf einige wenige meiner treuesten, traten ihnen bei, und erklärten rund heraus, daß sie lieber auf der Stelle nach dem Kap zurückkehren wollten, als sich von den Kaffern todtschlagen zu lassen. Unwillig über

den schlechten Erfolg meiner Unterhandlungen, verschloß ich mich in mein Gezelt; und bei Tages Anbruch erfuhr ich, daß unsere bisherigen Begleiter, die fremden Hottentotten, wirklich Anstalt machten, uns zu verlassen. Ich ließ geschehen, was ich nicht ändern konnte, und verbot bloß meinen Leuten, sich weiter mit ihnen abzugeben, oder ihnen Lebewohl zu sagen. Sie zogen also ab.

Auch ich befahl gleich darauf, anzuspannen, und legte in vier Stunden die Berge von Achter-Bruntjes-Hoogte zurück.

Aus Dem, was ich von den funfzehn Hottentotten, welche des Nachts zu uns kamen, gehört hatte, schloß ich, daß wir uns jetzt der Gegend näherten, wo die mit den Kaffern in Krieg verwickelten Pflanzer versammelt waren. Ich unterhielt noch immer die Hoffnung, unter diesen einige Beherzte und zugleich menschlichgesinnte Leute zu finden, die sowol an meinem Friedensplane, als auch an dem Vorhaben, die unglücklichen Schiffbrüchigen zu retten, Antheil nehmen würden. Mit der größten Ungeduld wünschte ich daher, die Leute anzutreffen; und den Tag darauf wurde ich dieses Wunsches wirklich gewährt. Ich erblickte den Ort ihres Aufenthalts, und lenkte darauf zu.

Schon in weiter Entfernung konnte ich bemerken, daß die Erscheinung unsers Zuges sie in große Bewegung brachte. Ich ritt voraus, und gerade auf sie zu, grüßte sie höflich, und gab mich durch Angabe meines Namens zu erkennen. Dieser war ihnen schon durchs Gerücht bekannt geworden. Um mich aber in größeres Ansehn bei ihnen zu setzen, gab ich vor, daß meine Reise auf Befehl der Regierung geschehe, und daß ich selbiger von meinen Entdeckungen Rechenschaft abzulegen habe.

Sie empfingen mich hierauf mit vieler Höflichkeit und anscheinender Freude, indem sie gestanden, daß mein Bart, den ich seit elf Monaten hatte wachsen lassen, meine Wagen, meine Waffen und mein Gefolge sie anfangs stutzig gemacht hätten. Das Gerücht hatte ihnen vielerlei, aber größtentheils Mährchen von mir hinterbracht. Nachdem ich nun unzählbare Fragen, die ihre Neugier an mich that, ausgehalten hatte, rückte ich allmählig mit meinem doppelten Plane hervor, und äußerte dabei das Vertrauen, daß sie mir zur Ausführung eines Vorhabens, welches die Menschlichkeit zur Pflicht mache, gewiß die Hand bieten würden. Um meinen Beweggründen eine noch größere Kraft zu geben, ließ ich mit einfließen, unter den Schiffsgütern, die zum Theil noch am Strande liegen dürften, werde ein Jeder von ihnen leicht so viel finden, daß er sich die größten Bequemlichkeiten des Lebens davon verschaffen könne. Dieser letzte Umstand machte sichtbaren Eindruck. Sie antworteten: daß, wenn die Sache sich wirklich so verhalte, nichts gerechter sei, als jenen Unglücklichen zu Hülfe zu eilen, die, wie sie sagten, ihre Brüder und ihres Gleichen wären. — Schon glaubte ich, meinen Zweck erreicht zu haben, und triumphirte innerlich; allein zu früh!

Einer der Verschlagensten und Feigsten unter ihnen nahm das Wort, und setzte mir entgegen: daß, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Kaffern schon Alles, was von dem verunglückten Schiffe gerettet sein möchte, geraubt haben würden; daß man also, statt der ansehnlichen Beute, die ich ihnen vormahle, vielleicht nur unbedeutende Dinge, vielleicht gar nichts mehr vorfinden werde, und daß sie also darum ihre Weiber und Kinder nicht im Stiche lassen und der Gefahr aussetzen könnten,

in ihrer Abwesenheit von den Kaffern ermordet zu werden.

Umsonst suchte ich ihre Gemüther auf die edlern Beweggründe zurückzuführen; für diese hatten sie keinen Sinn. Als ich daher merkte, daß ich tauben Ohren predigte, wünschte ich ihnen, zur Strafe für ihre Unempfindlichkeit, einen Schwarm Kaffern auf den Hals, und ließ meinen Zug sich sogleich wieder in Bewegung setzen, aus Furcht, daß ein längerer Aufenthalt bei diesen feigherzigen und selbstsüchtigen Menschen meine Leute vollends muthlos machen könnte.

Da ich bemerkt hatte, daß diese Pflanzer viele sogenannte Metishottentotten bei sich hatten, d. i. solche, die von einem weißen Vater und von einer Hottentottischen Mutter abstammen; und da mir bekannt war, daß diese Leute, welche viel unternehmender und muthiger, als die eigentlichen Hottentotten sind, bei den bisherigen Angriffen auf die Kaffern immer die vordersten gewesen waren: so wünschte ich einige derselben, und zwar solche, welche mit dem Lande und der Sprache der Kaffern bekannt wären, in meinen Dienst zu bekommen. Ich ließ daher, indem ich weiter zog, einige von meinen Leuten mit dem Auftrage zurück, sich unter Jene zu mischen, um wo möglich Einen oder den Andern davon für mich anzuwerben; und bestimmte den kleinen Fischfluß, über den meine nächste Reise ging, zum Sammelplatze.

Nach drei Stunden erreichte ich diesen Fluß, fuhr hindurch, und schlug mein Lager am jenseitigen Ufer auf. Sowol verschiedene Löwenspuren, die ich hier entdeckte, als auch die Gefahr, von Kaffern, die mein Lager für ein feindliches ansehen konnten, überfallen zu werden, machten jetzt allerlei Vorsichtsanstalten nothwendig, mit deren Beschreibung ich meine Leser nicht

aufhalten will. Unsere Hunde waren die ganze Nacht über sehr unruhig, wir also natürlicher Weise auch, und Keiner von uns that ein Auge zu.

18.

Ueber die Pflanzer dieser entfernteren Gegenden und ihr Betragen gegen die Kaffern. Gesandtschaft an den Kaffernkönig Faroo. Lager zu Kokskraal.

Mit Anbruch des Tages sah ich meine bei den Pflanzern zurückgelassenen Leute zu mir kommen. Sie führten mir drei Geworbene zu, deren Einer, Namens Hans, mir ganz besonders willkommen war, weil er fast immer unter Kaffern gelebt, mithin die Sprache derselben vollkommen in seiner Gewalt hatte. Ein paar Gläser Franzbrantwein, die ich ihm reichte, erwarben mir augenblicklich sein Vertrauen und machten ihn redselig. Folgende Nachrichten, die ich von ihm erhielt, bestätigten, was ich theils schon wußte, theils vermuthet hatte.

Die Kaffern, sagte er, wären ein ruhiges und friedliebendes Volk, aber von den Weißen unaufhörlich geneckt, beraubt und mörderisch angefallen, hätten sie sich genöthigt gesehn, die Waffen zu ihrer Selbstvertheidigung zu ergreifen.

Die Pflanzer hätten sie zwar in den Ruf eines barbarischen und blutgierigen Volks, aber ohne Grund und bloß deßwegen gebracht, um dadurch die Räubereien und Grausamkeiten, die sie täglich sich gegen diese harmlosen Menschen erlaubten, zu beschönigen und für bloße Nothwehr auszugeben. Oft hätten sie, unter dem Vorwande, daß ihnen ein paar Stück Vieh entwandt wären, ganze Horden derselben, ohne Rücksicht auf Geschlecht und Alter, vertilget, ihre Viehherden davon-

geführt, und ganze Landschaften verwüstet. Dieses Mittel, ihren eigenen Viehstand zu vermehren, schiene ihnen leichter und bequemer, als selbst Vieh aufzuziehn; sie wendeten es daher ohne alle Zurückhaltung an, und hätten binnen Jahresfrist mehr als zwanzig tausend geraubte Ochsen unter sich getheilt. Alles, was sich ihnen dabei entgegensetzte, würde ohne Schonung niedergemacht.

Der nämliche Hans erzählte mir, unter andern Gräueln, folgende Thatsache, wovon er selbst ein Augenzeuge gewesen war.

Ein Trupp dieser Pflanzer hatte einen Kafferschen Wohnort verwüstet. Ein Kind, ungefähr zwölf Jahre alt, war dem Gemetzel entgangen, und hatte sich in ein Loch versteckt. Unglücklicher Weise wurde es hier entdeckt, und Derjenige, welcher es fand, wollte es als einen Sklaven fortführen. Der Anführer machte es ihm streitig; und da Jener es ihm nicht abtreten wollte, so rief er endlich, vor Wuth schäumend, dem Andern zu: wenn es nicht mein sein soll, so sollst auch du es nicht haben! und schoß mit diesen Worten das arme unschuldige Schlachtopfer durch die Brust, daß es todt zur Erde stürzte.

Oft gingen diese Barbaren in ihrer Unmenschlichkeit gar so weit, daß sie ihre Gefangenen zum Ziel gebrauchten, und in der Geschicklichkeit wetteiferten, sie in einer gewissen Entfernung niederzuschießen. —

Trockne, junger Leser, die Thränen, welchen ngeschwächtes Menschengefühl dir bei der Vorstellung dieser Gräuelthaten ins Auge preßt! Die Zeit der Erlösung des armen Menschengeschlechts von dem Joche der Unterdrückung nahet überall mit starken Schritten heran. Das Licht der Aufklärung wird nach und nach in die entferntesten Welttheile dringen, und auch da, wie in Europa,

der Zwangsherrschaft, der Sklaverei und den Unmenschlichkeiten ein Ende machen. Die Menschen fangen schon überall, wie in Europa, an, ihre Rechte und ihre Würde zu ahnen; es kann nicht lange mehr dauern, so werden sie dieselben überall in vollem Lichte sehen, und sie dann auch gelten zu machen wissen. Was die Vorsehung vor einiger Zeit in Amerika veranstaltete, was sie jetzt in Frankreich geschehen läßt *), wird über kurz oder lang unsern entferntesten Brüdern von allen Farben und unter allen Himmelsstrichen, welche jetzt noch unter den schrecklichsten Unterdrückungen seufzen, Erlösung bringen. Freuet euch, daß euer Leben in der Morgenröthe des großen allbeseligenden Tages begann, welcher bald, bald — ich hoffe es von der Vorsehung und erwarte es von den Zeichen der Zeit — dem ganzen Menschengeschlechte in allen fünf Erdtheilen aufgehen wird!

Die Regierung am Kap konnte oder wollte diesem gräulichen Unwesen bis jetzt noch nicht steuern. Sie erlaubt es gewissermaßen. Ein Pflanzer, der, um seinen Viehstand zu vermehren, die schuldlosen Kaffern überfallen will, kommt, aus einer Entfernung von zweihundert Französischen Meilen, nach dem Kap, klagt, daß ihm sein Vieh geraubt worden, und bittet um ein Kommando, d. i. um die Erlaubniß, mit Hülfe seiner Nachbaren, das Gestohlene wieder zu nehmen. Der Statthalter merkt entweder die Falschheit des Vorwandes nicht, oder stellt sich wenigstens, als wenn er sie nicht merke; eine Untersuchung darüber anzustellen würde zu weitläufig, zu mühsam sein; die nachgesuchte Erlaubniß ist so leicht ertheilt, kostet so wenig; er ertheilt sie

*) Was aber in der Folge, leider! so sehr ausartete!
Anm. zur neuesten Ausgabe.

also, und unterschreibt damit das Todesurtheil vieler hundert Wilden, welche eben so schuldlos, als unvermögend sind, den Waffen ihrer Mörder zu widerstehen. Das Ungeheuer, welches seinen Zweck beim Statthalter erreicht hat, kehrt triumphend zu seinen Mitgenossen zurück, und giebt der erhaltenen Erlaubniß jede ihm beliebige Ausdehnung. Raub und Blutbad beginnen, und hören nicht eher wieder auf, als bis nichts mehr zu rauben und zu morden übrig ist. O der Schande unsers Jahrhunderts!

Wahrscheinlich wird dieser Barbarei nicht eher gesteuert werden, bis die Kaffern sich einst mit andern benachbarten Völkern verbinden, um Gewalt mit Gewalt, Vertilgung mit Vertilgung zu erwiedern. Die Zügel der Regierung sind in diesen entferntesten Theilen der Holländischen Besitzung zu schwach; sie jetzt stärker anziehn zu wollen, würde vielleicht nicht mehr thunlich sein. Man weiß, daß der Statthalter am Kap einmahl ein Beispiel von Gerechtigkeit geben wollte, und einen Pflanzer, der sich durch Unmenschlichkeiten gegen die Kaffern am meisten ausgezeichnet hatte, nach der Kapstadt beschied, um von seinem Betragen Rechenschaft abzulegen. Allein der Verbrecher würdigte seinen Befehl keiner Antwort, und fuhr ungescheut fort, zu rauben und zu morden. Sein Ungehorsam blieb ohne Folgen, und wurde bald vergessen.

Einst, da ich mit Pflanzern hierüber redete, sagten mir verschiedene, daß sie dergleichen Befehle mehr als einmahl erhalten, aber sie nie geachtet hätten; und als ich meine Verwunderung darüber äußerte, daß ihnen das so hingehe, und daß man keine Soldaten schicke, um die Befehle der Regierung mit bewaffneter Hand gelten zu machen, rief mir Einer dieser Uebermüthigen

zu: »Und wissen Sie, wie dieser Versuch ablaufen würde? Wir würden augenblicklich Alle versammelt sein und für Einen Mann stehn. Die Hälfte der Soldaten würden wir tödten und einsalzen, und die andere Hälfte nach Hause schicken, mit dem Bedeuten, daß wir es so mit Allen machen würden, die sich mit ähnlichen Aufträgen künftig zu uns wagen wollten!«

So sieht es jetzt um die Holländische Herrschaft in diesen entfernteren Gegenden aus. Da die Zahl der unbändigen Pflanzer sich auf zehntausend Mann, lauter wohlgeübte Schützen und entschlossene Leute, beläuft, so bedarf es nur einer Veranlassung, um sie auf den Gedanken zu bringen, sich unabhängig zu machen, und sie werden es in dem nämlichen Augenblicke sein, da dieser Gedanke bei ihnen zur Entschließung reifen wird.

Hans benachrichtigte mich ferner: daß das Land, worauf wir uns damahls befanden, einem mächtigen Kafferfürsten, Namens Faroo, gehöre. Er rieth mir, bei diesem einen Besuch abzulegen, und versicherte, daß ich nicht allein nichts von ihm zu besorgen hätte, sondern daß er mich auch gern und liebreich aufnehmen würde, weil er hoffen dürfe, daß sein Volk und dessen Sitten, bei meiner Zurückkunft am Kap, der Regierung von einer vortheilhaftern Seite bekannt werden würden, als die Pflanzer sie zu schildern pflegten. Diese Vorstellung hatte viel Ueberredendes für mich; aber da ich die unruhige und treulose Gemüthsart der Metis- oder Bastardhottentotten kannte, also auch besorgen mußte, daß Hans, dessen Treue zu erproben ich noch gar keine Gelegenheit gehabt hatte, bei seinem Zureden vielleicht die Absicht haben könnte, mich den Kaffern in die Hände zu liefern, um meine Güter mit ihnen zu theilen: so erwählte ich, statt seinem Rathe geradezu zu folgen, ei-

nen andern Plan, dessen Ausführung mit weniger Gefahr für mich verknüpft war.

Ich beschloß nämlich, eine Gesandtschaft an den König Faroo zu senden. Hans, dem ich diesen Vorsatz eröffnete, zeigte sich bereit, meinen Auftrag in Gesellschaft zweier oder dreier seiner Freunde, die er dazu bereden wollte, zu übernehmen. Um aber sicherer zu gehn, beschloß ich, dieser Gesandtschaft zwei meiner treusten Hottentotten beizugesellen. Diese sollten dem Könige von der Art und der Absicht meiner Reise Rechenschaft ablegen, ihm sagen, daß bloße Wißbegierde mich aus einem entfernten Welttheile hiehergeführt habe, daß ich weder ein Verbündeter der Pflanzer sei, noch das ungerechte Betragen derselben gegen die Kaffern billige; daß ich weit entfernt sei, irgend Jemand in seinem Lande zu beunruhigen; daß ich vielmehr ihm und den Seinigen nützlich zu werden, und, wo möglich, zwischen ihnen und den Pflanzern Frieden und Eintracht herzustellen mich bemühen würde.

Meinen Hottentotten gab ich noch besonders einige geheime Verhaltungsbefehle, insonderheit auch den Auftrag, mir, wenn sie könnten, einige Kaffern zuzuführen, damit ich daraus den Grad ihres Vertrauens zu mir, und wie weit ich selbst mich ihnen anvertrauen dürfe, ersehen könne. Ich entließ hierauf die Gesandtschaft mit einigen Geschenken für den König, und wir bestimmten einen Ort, Kokskraal genannt, wo ich ihrer Rückkunft warten wollte.

Ich brach hierauf mit meinem Zuge auf, und lagerte mich, nach einem zwar nur dreistündigen, allein, der unerträglichen Hitze wegen, höchstbeschwerlichen Marsche, an dem Ufer des großen Fischflusses. Bei einem Lustgange, den ich in der Gegend umher machte, stieß

ich auf die Ueberbleibsel eines Kraals der Kaffern, von dem ich noch einige ziemlich wohlerhaltene Hütten, die übrigen aber gänzlich zerstört fand. Verschiedene umherliegende Menschenknochen machten es höchstwahrscheinlich, daß die Pflanzer dieses Dorf überfallen, und die Bewohner desselben niedergemacht hätten.

Wir fanden in dieser Gegend frische Spuren sowol von Seekühen, als von Kudus; und da wir angefangen hatten, Mangel an Fleisch zu leiden, so war uns diese Entdeckung sehr willkommen. Wir eilten also, Jagd darauf zu machen. Aber meine jungen Leser wissen vielleicht noch nicht, was Seekühe, und was Kudus sind; ich will daher erst eine kurze Beschreibung von Beiden vorausschicken.

Die Seekuh, sonst auch das Flußpferd oder das Nilpferd (Hippopotamus) genannt, gehört zu den größten Thieren, denn es erreicht eine Länge von 16 Fuß und darüber, und die Schwere seines dicken Körpers beträgt zuweilen über dreitausend Pfund. Seiner Gestalt nach hält es gleichsam die Mitte zwischen dem Ochsen und dem Schweine. Es lebt im Wasser und auf dem Lande, doch lieber und meistentheils in jenem. Seine Hauzähne sind über zwei Fuß lang, und jeder derselben wiegt sechs bis zehn Pfund. Der dicken Haut nach, die nur an einigen Stellen mit straffen Borsten bewachsen, übrigens aber kahl ist, gleicht es einem Nashorn. So ungeheuer dick und schwerfällig dieses Thier auch ist, so hält man doch für gefährlich, es auf dem Lande anzugreifen, weil man Beispiele hat, daß es seinen Feind stundenlang mit einer für den Fliehenden bedenklichen Geschwindigkeit verfolgte. Die Art, sich ihrer zu bemächtigen, besteht, außer dem Schießen aus großen Feuerröhren mit halbzinnernen Kugeln, darin, daß man

ihnen da, wo sie ihren Weg nach den Flüssen haben, tiefe Gruben gräbt, und diese leicht bedeckt, damit sie dieselben nicht wahrnehmen können. Dies ist besonders die Verfahrungsart der Hottentotten. Mit vergifteten Pfeilen dieses Wasserthier zu tödten, soll ihnen nie geglückt sein; vielleicht weil die Haut desselben für Pfeile undurchdringlich ist. In Egipten soll man es auf folgende Weise fangen: Man streuet eine Menge Erbsen und Bohnen hin; von diesen frißt es dann in Uebermaß; der Magen, damit angefüllt, schwillt auf, platzt, und das Thier muß sterben. Das Fleisch des Flußpferdes, besonders das der Füße und der Zunge, wird zu dem wohlschmeckendsten und zugleich zu dem gesundesten gezählt.

Der Kudu ist eine Art von Gazellen, die sich von andern Arten vornehmlich theils durch ihre größere Höhe, theils aber auch durch ihre ansehnlichen Hörner unterscheidet. Seine Länge beträgt oft über zwölf, seine Höhe aber fünf Fuß. Die Ohren sind breit, ungefähr einen Fuß lang, spitzig und in die Höhe gerichtet. Die Hörner sind hohl, wie Ochsenhörner, zweimahl bogenförmig gewunden, und über drei Fuß lang. Die Hauptfarbe desselben ist rostbraun. Vom Rücken herab laufen ihm, gleich dem Zebra, auf jeder Seite acht bis neun weiße Striemen. Uebrigens wird er von einigen Naturforschern mit Unrecht zu dem Geschlechte der Schafe gezählt, weil er mit diesen gar nichts gemein, eher aber einige Aehnlichkeit mit Ziegen, Elendthieren und Hirschen hat.

Die Seekühe entzogen sich unserer Nachforschung; aber von sieben Kudus, die wir aufspürten, erlegten wir zwei. Augenblicklich waren unsere Töpfe mit dem Fleische herselben angefüllt, und in weniger als zwei

Stunden hatten wir zwei Drittel unserer Beute schon verzehrt.

So lange der Hottentotte Ueberfluß hat, ist er sehr gefräßig; reißt aber Mangel ein, so begnügt er sich auch mit sehr Wenigem. Er gleicht in diesem Betrachte den Hiänen, oder den reißenden Thieren überhaupt, die ihren Raub auf der Stelle verzehren, ohne für die Zukunft zu sorgen, und dann einige Tage lang sich ohne alle Nahrung behelfen können. Ein einziger Hottentotte kann in einem Tage zehn bis zwölf Pfund Fleisch verzehren; im Nothfall aber begnügt er sich mit einigen Heuschrecken, mit einer Scheibe Honig, oder wol gar mit einem Stücke Leder von seinen Schuhen. Nie konnte ich den meinigen begreiflich machen, daß es vernünftig sei, etwas für den folgenden Tag aufzuheben. Wir können ja wieder jagen, war ihre Antwort, oder — schlafen. Der Schlaf ist ihre immer offene Hülfsquelle gegen jeden Mangel. Nie kam ich durch unfruchtbare und dürre Gegenden, wo das Wild selten war, ohne daß ich ganze Horden von Hottentotten in ihren Kraalen schlafend fand. Merkwürdig ist hiebei der Umstand, von dem ich mich durch vielfältige Erfahrung überzeugt habe, daß sie den Schlaf in ihrer Gewalt haben, und ihn herbeirufen können, so bald sie wollen. Werden sie aber daran gehindert, so haben sie noch ein zweites Mittel, wo nicht den Hunger zu überwinden, doch die unangenehme Empfindung davon zu schwächen. Sie schnüren sich nämlich in diesem Falle den Bauch mit einem breiten Riemen fest zusammen. Dann können sie den Hunger entweder viel länger ertragen, oder ihn mit einer Kleinigkeit stillen.

Ebendieses Mittel wenden sie auch gegen andere unangenehme Gefühle mit gleich glücklichem Erfolge an.

Haben sie z. B. Kopfweh, oder leiden sie Schmerzen in irgend einem andern Theile ihres Körpers, so schnüren sie das leidende Glied gleichfalls zusammen, und ich bin oft Augenzeuge davon gewesen, daß sie von Stund' an ruhig und zufrieden wurden. Dies Mittel gründet sich auf den Glauben, den sie haben, daß man einem Uebel, um es zum Weichen zu bringen, Gewalt anthun müsse.

Einige meiner Leute, die ich ausgeschickt hatte, die Seekühe aufzusuchen, kamen mit der Nachricht zurück, daß sie zwar eins dieser Thiere an einer mit Rohr bewachsenen Stelle des Flusses entdeckt, auch einigemahl, da es sich schnaubend aus dem Wasser erhoben, darauf geschossen, aber ihren Zweck, es zu erlegen, nicht erreicht hätten.

Die Nacht über wurden wir durch Hiänen und Schakals beunruhiget; und am Morgen brachen wir auf, um den bestimmten Sammelplatz, Kokskraal, zu beziehen. Als wir daselbst ankamen, fand ich diesen Ort nicht nur sehr bequem zu einem, gegen wilde Thiere und feindselige Menschen sichern Aufenthalte, sondern auch die ganze Gegend umher überaus angenehm. Zu unserm Lager wählte ich einen Platz, der durch eine Art von natürlicher Hecke, die aus Dornen und trocknen Baumästen bestand, umgeben war. Er lag überdies etwas hoch, so daß wir von da herab die ganze umliegende Gegend übersehen konnten. Durch ein wenig Nachhülfe verwandelten wir ihn in eine Art von Festung für uns und unser Vieh, wenigstens gegen die Anfälle wilder Thiere. Gegen eine mögliche Ueberrumpelung von Seiten der Kaffern traf ich zwar auch jede mir mögliche Gegenanstalt; allein ich gestehe, daß ich deßungeachtet nicht ohne alle Besorgniß war, und zwar vornehmlich

deßwegen, weil ich noch nicht wußte, was ich mir von dem bei meiner Gesandtschaft befindlichen Bastard-Hottentotten zu versehen hatte. War dieser unglücklicher Weise ein Verräther, wie leicht konnte er durch einen heimlichen Weg, und an der Spitze eines zahlreichen Trupps Kaffern, uns unvermuthet überfallen, und was würden wir denn gegen eine überlegene Macht am Ende haben ausrichten können? Ich war indeß auf jeden Fall fest entschlossen, mein Leben theuer zu verkaufen; und die Besorgnisse meiner Leute wurden durch die getroffenen Sicherheitsanstalten, früher und mehr als ich erwartet hatte, gestillt.

Ich schritt nunmehr auch hier zu meiner bisher gewöhnlichen Lebensart, und streifte umher, sowol um uns den nöthigen Unterhalt zu verschaffen, als auch meine Sammlung von Naturseltenheiten zu vermehren.

Die Gegend umher war unter andern sehr mit Pavianen bevölkert. Diese besuchten uns am hellen Tage in großer Anzahl. Sie waren mit meinem Kees von einerlei Art. Die Verwunderung, hier so viele Menschen, und unter diesen einen ihres Gleichen zu sehn, der ihnen in ihrer Muttersprache antwortete, schien sie herbeizulocken. Ihre Zahl belief sich auf mehre Hunderte. Vergebens würde ich mich bemühen, von allen den possenhaften Sprüngen und Geberden, wodurch sie uns belustigten, eine Beschreibung zu machen. Es geht den Thieren, wie den Menschen; durch Sklaverei werden sie verderbt. Man würde daher sehr irren, wenn man nach den in der Knechtschaft lebenden Affen, welche man in Europa kennt, sich einen Begriff von der Munterkeit wilder Affen machen wollte. Jene haben die Hälfte der Lebhaftigkeit, ich möchte sagen, ihrer guten Laune eingebüßt, welche diese ganz besitzen. Beide schei-

nen daher nur noch das äußere Ansehn mit einander gemein zu haben.

Vielleicht war es, wie ich schon oben vermuthet habe, das Gefühl von seiner Schwächung, welches auch hier, wie überall, meinen Kees gegen seine im Stande der Natur und der Freiheit lebende Brüder schüchtern machte. Er war schlechterdings nicht zu bewegen, sich ihnen zu nähern. Er machte sich, indem ich ihn bei der Hand darauf zuführen wollte, von mir los, entwischte, und verkroch sich in mein Gezelt. Die wilden Affen fuhren indeß fort, ihre Possen zu machen, bis ich endlich, da ich es müde ward, ihnen länger zuzusehen, sie durch einen Flintenschuß verscheuchte. Und nun war es ein lustiges Schauspiel, zu sehn, wie sie, von meinen Hunden verfolgt, mit unglaublicher Schnelligkeit und Behendigkeit von Felsen zu Felsen sprangen, bis sie nach einigen Minuten aus unserm Gesichte gänzlich verschwunden waren.

Ich hatte hier das Vergnügen, verschiedene, theils seltene, theils unbekannte Vögel zu entdecken und meine Sammlung damit zu bereichern.

19.

Aufenthalt zu Kokskraal. Seekuhjagd.

Bei einer meiner Streifereien in den umliegenden Gegenden fand ich die Ueberbleibsel eines Büffels, der von einem Löwen zerrissen war. Sie waren noch so frisch, daß nach diesem Vorgange kaum vier und zwanzig Stunden verflossen sein konnten. Der Anblick des Schlachtfeldes gab deutlich zu erkennen, daß der Kampf hartnäckig und schrecklich gewesen sein mußte. Der ganze Boden umher war zerarbeitet und aufgerissen, und ich

konnte zählen, wie oft der Büffel, vor seiner völligen Besiegung, mußte niedergeworfen sein. Zerstreut umherliegende Büschel aus des Löwen Mähne bewiesen, daß der Sieg ihm theuer zu stehen gekommen war.

Nicht weit von da fand ich, in der Nähe des Flusses, die noch frische Spur zweier Seekühe. Ich folgte derselben bis ans Ufer, wo sie ins Wasser gegangen waren, fand aber den Fluß an dieser Stelle durch Gesträuch und Rohr so sehr verwachsen, daß ich schon in Begriff stand, wieder umzukehren, als ich unvermutheter Weise ganz nahe bei mir einen Schuß fallen hörte, wodurch ich nicht wenig erschreckt wurde. Ich ging dem Knalle nach, und fand einen meiner schlechtesten Schützen, der nach einer Seekuh geschossen hatte, und steif und fest behauptete, dem Thiere eine tödtliche Wunde beigebracht zu haben. So unglaublich mir dies vorkommen mußte, so ließ ich es mir doch gefallen, so lange zu warten, bis das angeschossene Thier, wie er zuversichtlich vorhersagte, von dem Grunde des Wassers wieder in die Höhe kommen würde. Allein es kam nicht, und wir sahen uns am Ende genöthiget, unverrichteter Sache wieder heimzukehren. Der ungeschickte Schütze ward im Lager der Gegenstand des allgemeinen Spottes. Die Witzlinge unter meinen Hottentotten sagten ihm auf den Kopf zu, daß er eine Leguane — eine Art großer Eidechsen — für eine Seekuh angesehen habe, und da der Verspottete endlich anfing, den Scherz übel zu nehmen, so wäre es beinahe zu ernsthaften Auftritten gekommen, wenn ich nicht beiden Parteien Stillschweigen auferlegt, und die Sache dadurch beendiget hätte.

Diesen Nachmittag überfiel uns ein schreckliches Ungewitter, welches vier und zwanzig Stunden lang anhielt. Der Blitz fiel verschiedene Mahl in unsrer Nähe

nieder, uud ein heftiger Regen, der die ganze Nacht über anhielt, löschte alle unsere Feuer aus. Unsere Lage wurde dadurch, in Rücksicht auf die wilden Thiere, sehr bedenklich. Es ist merkwürdig, daß diese bei regnerischer Nachtzeit zwar dem Raube nachgehn, aber sich nicht durch ihre Stimme anzukündigen, also um so viel gefährlicher zu sein pflegen. Hiezu kommt, daß die Hunde durch die Feuchtigkeit den Geruch verlieren, und daher von geringem oder gar keinem Nutzen sind. Die unsrigen waren die ganze Nacht über sehr unruhig; dies vermehrte unsere Besorgniß, und es kam daher, bis zur Wiederkehr des Tageslichts, kein Schlaf in unsere Augen.

Man muß gestehn, daß dergleichen Gewitternächte in den Afrikanischen Wüsten zu den schrecklichsten Natur-Auftritten gehören. Die heftigen Regengüsse dringen in kurzer Zeit durch Zelte und Matten; eine unaufhörliche Folge von Blitzen läßt in einer Minute das grellste Flammenlicht mit der dicksten Finsterniß zwanzig Mahl wechseln, und die betäubenden Donnerschläge, welche von den Bergen her vielfältig wiederhallen, folgen einer auf den andern so schnell, daß sie gleichsam in einander fließen und ein unaufhörliches Krachen veranlassen. Das ängstliche Gebrüll des Viehs, das nur von Zeit zu Zeit durch eine schreckliche Stille unterbrochen wird, und die stündliche Gefahr, von wilden Thieren angefallen zu werden, vermehren das Fürchterliche dieser traurigen Nächte.

Ich wandte die stürmische Zeit, die mich an anderen Geschäften hinderte, dazu an, meine Sammlung von Vögeln durchzugehn, die mit Inbegriff derer, die ich letzthin nach dem Kap versandt hatte, schon auf siebenhundert Stück angewachsen war.

Gegen vier Uhr Nachmittags klärte der Himmel sich endlich auf; und ich wandte den Rest des Tages

zu einem Zeitvertreibe für meine Leute an. Dieser bestand in Scheibenschießen; einer Uebung, die ich oft mit ihnen anzustellen pflegte, um sie immer geschickter im Schießen zu machen. Der Preis war eine Gabe Tabak, die Scheibe eine gläserne Flasche, die Entfernung 150 Schritt. Beim vier und funfzigsten Schusse, welcher diesmahl geschah, erhielt ein Hottentott, Namens Pitt, den Preis, den er großmüthig mit seinen Gefährten theilte. Da wir die Flasche gegen einen Felsen gelehnt hatten, so gingen die verschossenen Kugeln nicht verloren; wir hatten nur die Mühe, da sie platt geworden waren, sie wieder umzugießen.

Der Untergang der Sonne schien gutes Wetter für den folgenden Tag zu versprechen, und ich beschloß daher eine ordentliche Seekuhjagd anzustellen. Wir bereiteten noch an diesem Abend alles dazu Erfoderliche vor, und als wir damit fertig waren, bewirthete ich meine ums Feuer herum, wie gewöhnlich, versammelten Leute mit Thee. Die Art, wie sie ihn trinken wollten, überließ ich ihrem Gutbefinden; ich glaube aber nicht zu viel zu sagen, wenn ich versichere, daß sie, um den Genuß zu verlängern, auf eine einzige Unze wol funfzig Quart kochend Wasser gossen.

Dieser Abend war einer der angenehmsten, die ich in Afrika verlebt habe. Meine Hottentotten waren unerschöpflich an lustigen Schwänken und spaßhaften Erzählungen, die sie um die Wette, und zwar in der gutmüthigen Absicht, ihrem Herrn Vergnügen dadurch zu machen, vorbrachten. Sie erreichten ihre Absicht so gut, daß ich alle Akademien in der Welt darüber vergaß. Es wurde endlich Nacht, und meine Schützen, die ich ausgeschickt hatte, die Spur der Seekühe aufzusuchen, waren noch nicht zurückgekehrt. Um ihnen ein Zeichen

zu geben, wonach sie sich zu recht finden könnten, ließ ich mein größtes Gewehr dreimahl abfeuern; allein es verging beinahe eine halbe Stunde, ohne daß wir Antwort darauf erhielten. Endlich hörten wir, in Zwischenräumen von vier bis fünf Minuten, nach und nach drei Schüsse, und schlossen daraus, daß man vielleicht mit einer Seekuh angebunden habe. Nach einer Viertelstunde hörten wir ein fortdauerndes Schießen, welches uns immer näher zu kommen schien, und nun mußte ich besorgen, daß die armen Leute von irgend einem wilden Thiere verfolgt würden. Ich eilte ihnen zu Hülfe, traf sie endlich, und zwar von Angst und Schrecken außer sich: sie glaubten von Löwen verfolgt zu sein. Zwar hatten sie keinen gesehen, aber die Unruhe der Hunde, die sie bei sich hatten, war ein sicherer Beweis ihrer Nähe.

Es zeigte sich auch bald, daß die Hunde sich nicht geirrt hatten. Denn als wir wieder ins Lager zurückgekommen waren, und uns zur Ruhe gelegt hatten, wurde ich plötzlich durch das Brüllen eines Löwen erschreckt, der nur fünf und zwanzig Schritte weit von uns entfernt sein konnte. Ein anderer antwortete ihm anfangs von fern, gesellte sich aber nachher ihm bei, und nun schlichen sie gemeinschaftlich um unser Lager her. Ein schneller und beherzter Ausfall, den wir unter vielen Schüssen wagten, rettete uns. Sie wurden dadurch erschreckt, und suchten das Weite.

Es ist unbeschreiblich, wie sehr die kühnsten Hunde bei der Annäherung eines Löwen in Angst gerathen. Man kann überhaupt aus dem Betragen derselben zur Nachtzeit leicht auf die Gattung der wilden Thiere schließen, von der man jedesmahl bedroht wird. Ist es ein Löwe, so fangen sie an, erbärmlich zu heulen, Un-

ruhe und Angst zu äußern, sich den Menschen anzuschließen, und ihnen gleichsam durch Schmeicheln zu sagen: beschützt uns! Die übrigen Hausthiere gerathen in gleiche Bewegung; keins derselben bleibt in seinem Lager. Die Ochsen erheben mit gedämpfter Stimme ein klagendes Gebrüll, die Pferde stampfen mit den Füßen, und drehen sich dabei nach allen Seiten um, die Schafe drängen sich mit gesenkten Köpfen dicht an einander, und bilden zusammen eine einzige unbewegliche Masse. Der Mensch allein, voll Kühnheit und Vertrauen auf seine Kräfte und auf seine Werkzeuge, greift zu den Waffen, zittert vor Ungeduld und eilt dem Feinde entgegen.

Freund Kees, der Pavian, zeichnete sich bei solchen Gelegenheiten durch Furcht und Angst ganz vorzüglich aus. Er geberdete sich, wie ein Kranker, drängte sich dicht an meine Seite, und verrieth wahre Todesangst. Mein Hahn allein machte eine Ausnahme. Dieser schien über die krampfhafte Bewegung, worein er das ganze Lager gerathen sah, bloß seine Bewunderung zu äußern. Für ihn war ein Sperber oder ein Wiesel ungleich schrecklicher, als alle Afrikanische Löwen zusammengenommen. So hat jedes Wesen seinen Feind, der ihm Schrecken einjagt, und dieser zittert wiederum vor einem andern. Der Mensch allein trotzt Allem, nur seines Gleichen nicht.

Ist's eine Hiäne, die sich nähert, so geht ein beherzter Hund darauf los und verfolgt sie eine Strecke. Der Ochs bleibt in solchem Falle auf seinem Lager liegen, und äußert keine Angst, es müßte denn ein junger sein. Das Pferd bezeigt sich eben so sorglos dabei.

Am folgenden Morgen waren wir mit Anbruche des Tages Alle auf den Beinen. Drei meiner Jäger schickte

ich aus, um Büffel, Gazellen oder anderes Wildbret aufzusuchen, weil ich, des sehr verwachsenen Stroms wegen, nicht darauf rechnen durfte, daß wir einer Seekuh, auch wenn es uns glückte, sie zu erlegen, habhaft werden würden; sieben andere mußten mich zum Flusse begleiten, die übrigen ließ ich zurück, um unter der Aufsicht des alten Swanepoel das Lager zu bewachen.

Wir näherten uns dem Strome, so sehr wir konnten, und zogen längs dem Ufer desselben in tiefer Stille hin, ohne etwas zu entdecken. Endlich fanden wir die noch frische Spur einer Seekuh, und folgten ihr, bis sie uns nach anderthalb Stunden an die Stelle brachte, wo das Thier sich ins Wasser begeben hatte. Wir vertheilten uns sogleich, in kleinen Zwischenräumen, längs dem Ufer hin, und horchten, bis ein Schuß, den derjenige von meinen Leuten that, der am entferntesten stand, uns Alle in Bewegung brachte. Dieser hatte die Seekuh gesehen, aber fehl geschossen. Zum Glück durften wir nicht lange warten, ohne das Thier wieder hervorkommen zu sehn und schnauben zu hören. Sein ganzer Kopf ragte aus dem Wasser hervor; aber es hatte sich schon zu sehr nach dem andern Ufer hinbegeben und der Strom war zu breit, als daß wir ihm von dem diesseitigen Ufer her etwas anhaben konnten. Sogleich warfen zwei meiner Leute sich ins Wasser, und schwammen hinüber, um den Feind von da zurückzuschrecken und wieder in die Mitte des Stroms zu treiben. Dieser Versuch gelang. Allein die Seekuh war so vorsichtig, daß sie, um Luft zu schöpfen, nur eben die Spitze der Nase aus dem Wasser hervorstreckte, jedesmahl schnell untertauchte, und nie an dem Orte, wo wir sie erwarteten, wieder zum Vorschein kam. Schon hatten wir einige dreißig Schüsse umsonst nach ihr verschwendet; die beiden Hottentotten am jen-

seitigen Ufer hatten keine Flinten bei sich, und das schlaue Thier, dem dieser Umstand nicht entging, hielt sich vorzüglich auf ihrer Seite. Um diese seine Vorsicht zu vereiteln, ließ ich den Hottentotten Pitt, eben denjenigen, der beim letzten Scheibenschießen den Preis erhalten hatte, mit einem Gewehr hinüberschwimmen. Hiedurch erreichte ich meinen Zweck. Das Thier, welches sich in der Nähe des jenseitigen Ufers sicher wähnte, stieg einige Mahl mit dem ganzen Kopfe über die Oberfläche des Wassers empor; mein Pitt nahm einen solchen Augenblick wahr, und zielte so gut, daß es getroffen wieder niedersank. Bald darauf kam es, mit dem ganzen Körper in starker Bewegung, wieder zum Vorschein, und ich säumte keinen Augenblick, ihm eine Kugel in die Brust zu schicken. Nun ging es abermahls unter, und kam nicht eher wieder zum Vorschein, als bis es völlig todt vom Strome fortgetrieben wurde. Unsere Schwimmer machten sich nun daran, und stießen es nach dem diesseitigen Ufer zu.

Die Freude, die wir darüber empfanden, das ungeheure Thier endlich in unserer Gewalt zu sehen, läßt sich nicht beschreiben. Allein die Ursache zur Freude war bei meinen Leuten und mir gar sehr verschieden. Jene betrachteten die gewaltige Fleischmasse, die sie vor sich liegen sahen, bloß als einen Braten, wovon sie schmausen würden; mir hingegen war sie ein Gegenstand der Wißbegierde, der meine Naturkenntniß erweiterte.

Die Beine der Seekuh sind, im Verhältnisse gegen die Größe des Thiers, kurz, und hindern daher nicht, den schweren und runden Körper wie ein Stückfaß fortzuwälzen. Ich konnte nicht aufhören, die ungeheure Masse zu betrachten und zu bewundern. Es war ein Weibchen, und zwar nur ein junges; aber dessen unge-

achtet betrug seine Länge schon zehn Fuß sieben Zoll, sein Umfang acht Fuß elf Zoll. Daß es noch ein junges Thier sein müsse, konnte man aus seinen noch sehr kurzen Fangzähnen schließen, die nur erst fünf Zoll lang waren.

Der Abend war vor der Thür, unsere Entfernung vom Lager betrug einige Meilen, unsere Beute noch heute dahinzuschaffen war also unmöglich, und wir sahen uns genöthiget, die Nacht über mit ihr an dem Orte zu bleiben, wo wir waren. Es wurde daher nur ein Hottentott abgeschickt, um uns am folgenden Morgen die zur Fortschaffung der Seekuh erfoderlichen Ochsen zuzuführen, und wir Andern nahmen unsere Maßregeln für die Nacht. Wir waren rund umher mit Bäumen umgeben, welches unsere Lage, in Rücksicht auf die wilden Thiere, deren Anfall wir zu besorgen hatten, um so viel bedenklicher machte. Indessen blieben wir die ganze Nacht über unangefochten, weil die Menge der Feuer, die wir anzündeten, und die vielen Schüsse, die wir von Zeit zu Zeit thaten, unsere Feinde in ehrerbietiger Entfernung hielten. Auf den Schlaf mußten wir diesmahl Verzicht thun; die ungeheure Menge Mücken, wovon es in dieser Wassergegend wimmelte, würde es allein schon unmöglich gemacht haben, seiner zu genießen. Einer unserer Hottentotten, welcher etwas geschlummert hatte, war so erbärmlich davon zugerichtet, daß sein aufgeschwollenes Gesicht ihn ganz und gar unkenntlich machte.

Meine Leute bereiteten mir einen Fuß der Seekuh gerade so, wie sie mir ehemahls einen Elephantenfuß zubereitet hatten. Nie in meinem Leben habe ich etwas Wohlschmeckenderes gegessen. Meine Hottentotten hatten bei der Zubereitung desselben sich selbst auch nicht vergessen, und sie überließen sich nun ihrer Eßlust ohne alle Zurückhaltung. Sie waren zugleich so fleißig dar-

über aus, sich vom Kopfe bis zu den Füßen mit dem Fette des Thiers zu beschmieren, daß ihre Leiber davon glänzten, als wären sie mit einem Firniß überzogen. Ihr Inwendiges mochte eben so aussehen; denn ein Theil des Fettes wurde geschmelzt, und so, gleich einer Brühe, von ihnen getrunken. Zur Entschuldigung dieser unnatürlichen Schwelgerei muß ich jedoch anmerken, daß das Seekuhfett weder so widerlich, noch für die Gesundheit so schädlich ist, als das von andern Thieren. Man hält es sogar für ein bewährtes Heilmittel wider die Lungensucht.

Unsere Ochsen waren nunmehr angekommen; man spannte zwölf derselben vor, und so wurde die Seekuh, wiewol mit großer Beschwerde, nach dem Lager geschleift.

Die drei Jäger, die ich auf die kleinere Jagd ausgesandt hatte, waren gleichfalls glücklich gewesen. Sie hatten zwei Gnuthiere und drei Gazellen erlegt, so daß wir nunmehr einen Ueberfluß an Fleisch hatten. Wir suchten, durch Einsalzen so viel davon aufzusparen, als wir konnten.

Zur Abwechselung stellte ich am folgenden Tage eine Fischerei mit unserm Netze an. Als wir eben damit fertig waren, fand sich ein mir noch unbekannter Vogel bei uns ein, der, statt vor uns zu erschrecken und zu fliehen, uns immer näher kam und ein durchdringendes Geschrei erhob. Die Hottentotten erkannten ihn sogleich für einen sogenannten Honigweiser, mit dem er auch wirklich einige Aehnlichkeit hatte. Allein er war größer, als dieser zu sein pflegt. Meine Leute, die, wie alle Hottentotten, eine Art von Verehrung für diesen, ihnen so nützlichen Vogel bezeigten, baten mich zwar, seines Lebens zu schonen, aber da ich noch keinen seiner Art in meiner Sammlung hatte, und natürlicher Weise wün-

schen mußte, ihn näher kennen zu lernen, so konnte ich auf ihre Fürbitte diesmahl nicht achten, und schoß ihn herunter.

Warum man diesen Vogel zu den Kuckucken gerechnet habe, weiß ich nicht. Höchstens hat er nur in Ansehung seiner Füße einige Aehnlichkeit damit; in allen andern Stücken, besonders in seinen Sitten und in seiner Lebensart, ist er weit davon verschieden. Er nistet z. B. in hohlen Bäumen, klettert gleich den Spechten, und brütet seine Eier selbst aus, welches alles der Kuckuck nicht thut.

In seinem Magen fand ich nichts als Wachs und Honig. Von der Natur bestimmt, den durch ihren Stachel furchtbaren Bienen ihr Eigenthum streitig zu machen, hat er auch eine Haut von so dichtem Gewebe erhalten, daß man sie, so lange sie noch frisch ist, kaum mit einer Nadel durchstechen kann. Eben diese Bemerkung findet auch bei dem Ratel, einer Art Wieselchen, Statt, welche gleichfalls von Honig lebt und mit dem Honigweiser gemeinschaftliche Sache zu machen pflegt. Auch dieser hat eine so dicke Haut erhalten, daß selbst die Zähne der Hunde selten etwas über ihn vermögen. Man bewundere hier, wie überall, die weise Uebereinstimmung zwischen der Einrichtung und der Bestimmung des Geschöpfs!

Der Honigweiser ist ein zu merkwürdiger Vogel, als daß ich dem jungen Leser die unterhaltende Geschichte desselben vorenthalten könnte. Hier ist sie, und zwar nach den Bemerkungen, welche einer meiner Vorgänger *) über ihn gesammelt hat.

»Der Bienenverräther-Kuckuck (cuculus indicator) — denn so wurde er bisher genannt — ist weder seiner Größe, noch seiner Farbe wegen merkwürdig. Obenhin angesehen, gleicht er bloß dem gemeinen grauen Sperling; er ist aber etwas größer und falber, hat einen kleinen gelben Fleck auf der Schulter, und Schwanzfedern mit Weiß vermischt. Wenn er den Menschen und dem Ratel die Bienennester entdeckt, so geschieht es ver-

*) Sparrmann.

muthlich nur aus Eigennutz. Honig und Bieneneier sind sein liebstes Futter, und er weiß, daß beim Plündern der Bienennester allemahl etwas verloren geht, welches dann ihm zufällt, oder daß man absichtlich etwas als eine Belohnung seines geleisteten Dienstes übrig läßt. Aber die Art, wie er seine Verrätherei bewerkstelliget, bleibt doch immer sehr bewundernswürdig, weil sie ungemein viel Ueberlegung voraussetzt. Sie ist folgende: Durch ein schnarrendes Geschrei, welches Cherr-cherr-cherr klingt, sucht er erst die Aufmerksamkeit des Ratels oder des Hottentotten auf sich zu lenken. Man nähert sich sodann dem Vogel, der, sobald er dies bemerkt, unter fortdauerndem Geschrei, der Richtung, in welcher der nächste Bienenschwarm befindlich ist, allmählig nachfliegt. Man folgt ihm, antwortet ihm auch wol, wie ich es von einem Buschmann sah, durch leises Pfeifen, zum Zeichen, daß man seine Einladung verstanden und angenommen habe. Ich habe bemerkt, daß, wenn das Bienennest noch weit weg war, der Vogel jedes Mahl nur nach einem langen Fluge Halt machte, um mittlerweile den Bienenjäger zu erwarten, und ihn dann von neuen aufzufodern; in eben dem Maße aber, als er dem Neste näher kam, sich nach kürzern Zwischenräumen setzte, und sein Geschrei eifriger und öfter erneuerte. Ist er endlich bei dem Neste angekommen, es mag nun in der Kluft eines Felsen, oder in einem hohlen Baume, oder in einem unterirdischen Gange angelegt sein, so schwebt er einige Augenblicke über demselben, und schlüpft hierauf in einen benachbarten Busch oder Baum, wo er nicht gesehen werden kann, hält sich daselbst ganz still, und wartet ruhig ab, was von der Beute für ihn übrig bleiben werde. Man kann immer völlig gewiß sein, daß man den Bienenschwarm da finden werde, wo er zu schreien aufgehört hat.«

»Hat man nun, nach der Anweisung des Vogels, das Bienennest gefunden und ausgeplündert, so pflegt man aus Erkenntlichkeit einen Theil der schlechtern Scheiben, worin die junge Brut sitzt, für ihn zurückzulassen. Diese sind ihm gerade die liebsten, so wie auch die Hottentotten sie keinesweges für die schlechtern halten. Meine Waldhottentotten sowol, als auch die

Pflanzer, sagten mir, man müsse, wenn man absichtlich auf den Bienenfang ausgehe, das erste Mahl nicht zu freigebig gegen diesen dienstfertigen Vogel sein, sondern nur gerade so viel übrig lassen, als nöthig sei, um seine Eßlust zu reizen. Dies nöthige ihn dann, in Erwartung einer reichlichern Vergeltung, noch mehr Bienenschwärme anzuzeigen.«

»Es giebt zwar in der Nähe der Kapstadt schon wilde Bienen genug, aber den Honigweiser habe ich daselbst nie bemerkt. Als ich in der Gegend des Großvaterwaldes zuerst davon reden hörte, hielt ich die ganze Sache für ein Mährchen; allein in der Folge hatte ich Gelegenheit genug, mich von der Wahrheit jener Erzählung durch den Augenschein zu überzeugen. So oft ich aber auch diesen Vogel sah, und die Früchte seiner Verrätherei selbst einerntete, so hatte ich doch erst auf der Rückreise Gelegenheit, zwei davon zu schießen. Dies nahmen meine Buschmänner aber sehr übel. Sie selbst hatten mir, ungeachtet ich ihnen eine große Belohnung an Glaskorallen und Tabak versprach, nie einen fangen oder schießen wollen; so groß ist ihre Freundschaft gegen ihn, und die Erkenntlichkeit, die sie ihm für seine Dienste bezeigen!«

So viel vom Honigweiser.

Jetzt nähere ich mich einer Reihe von Begebenheiten, die mich in den Stand setzten, die Eigenthümlichkeiten, die Gemüthsart und die Sitten der Hottentotten noch genauer zu beobachten, als es bisher geschehen konnte, und wodurch die Vorliebe für dies harmlose und gutmüthige Volk, die ich aus Dem, was ich bis jetzt davon kannte, schon eingesogen hatte, noch gar sehr vermehrt wurde. Dies bedarf aber einer fortlaufenden Erzählung, wozu hier, am Schlusse des gegenwärtigen Bandes, der Raum fehlt. Ich muß dieselbe daher für den nächstfolgenden Theil aufsparen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Campe, Joachim Heinrich,

Sämmtliche Kinder- und Jugendschriften

Bd.: 26

Braunschweig 1831

Paed.pr. 622-25/28
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759451-2